

HERMAEA
GERMANISTISCHE FORSCHUNGEN
NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN VON
JOACHIM HEINZLE UND KLAUS-DETLEF MÜLLER

BAND 96

VOLKER MERGENTHALER

Sehen schreiben – Schreiben sehen

Literatur und visuelle Wahrnehmung
im Zusammenspiel



MAX NIEMEYER VERLAG
TÜBINGEN 2002

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Die Arbeit wurde im Jahr 2000 mit dem Promotionspreis der Universität Tübingen ausgezeichnet.

D21

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Mergenthaler, Volker: Sehen schreiben – Schreiben sehen : Literatur und visuelle Wahrnehmung im Zusammenspiel / Volker Mergenthaler. – Tübingen: Niemeyer, 2002
(Hermaea; N.F., Bd. 96)

ISBN 3-484-15096-3 ISSN 0440-7164

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2002

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz und Druck: Gulde Druck GmbH, Tübingen

Buchbinder: Geiger, Ammerbuch

Inhaltsverzeichnis

I.	Vorbemerkungen	I
II.	»Aufklären oder auch nicht aufklären«	19
	1. »Ich [...] muß Licht von ihm haben« – Schillers ›Geisterseher‹	19
	2. Visualitätsideologie der Aufklärung	32
	3. Lichtspiele im ›Geisterseher‹	67
	4. Den Leser »zerstreuen«	82
III.	Liebesblickwechsel	101
	1. Optische Bestattung der »Liebe« in Büchners ›Leonce und Lena‹	101
	2. Strukturhalte des Blickwechsels	108
	3. Der gute Staat, die wahre Liebe und ihre optische Kritik	129
IV.	Aufzeichnungen	147
	1. »Fensterstudien« und »alte Mappen« – Raabes ›Chronik der Sperlingsgasse‹	147
	2. Daguerreotypie – Dokumentationsleistung und Kunstanspruch	162
	3. »Bunte Steine« und »wundersames Weben« – poetischer Realismus auf dem medialen Prüfstand	187
V.	»Augeninspektion«	211
	1. Vernetzte Bildvorstellungen in Przybyszewskis ›Totenmesse‹	211
	2. Sehpurpur, Optographie und die Wende des Blicks nach Innen	229
	3. »Geradezu gemalte Präparate der Seele« – Schwellenpoetologie »auf dem Grunde des Totenauges«	252
VI.	Das ›besondere Erleben‹ in der Schrift	265
	1. Musils ›Verwirrungen des Zöglings Törleß‹ im Umfeld experimenteller Leseforschung	265
	2. »Nicht bloß Bücher [...], sondern Offenbarungen, Wirkliches«	291
	3. Funktionalisierte Medienmetaphern – »Zauberlaterne« und »Kinematograph«	305

VII. Fensterblick, Bildbetrachtung, Lektüre	321
1. Wahrnehmungsreflexion und inszenierte Verstehensaporien in Kafkas »Proceß«	321
2. Dem »Auge des Beschauers« sind »im Kunstwerk Wege ingerichtet«	345
VIII. Sehen schreiben – Schreiben sehen	371
1. Medialität und Konstruktivität visueller Wahrnehmung	371
2. Wahrnehmungsdiskurs und literarische Texte	393
IX. Anhang	407
1. Literaturverzeichnis	407
2. Personenregister	433
3. Abbildungsverzeichnis	437

I. Vorbemerkungen

Die uns heute langsam erscheinenden Filme der Jahrhundertwende überforderten die damaligen Zuschauer oft genug mit ihrer ununterbrochenen Bilderfolge, wechselnden Ansichten des Geschehens und unterschiedlichen Einstellungsgrößen. Die neue ästhetische Erfahrung von Schnitt und Montage wurde oft genug als Zumutung, manchmal gar als Aggression empfunden. Doch in der Folge lernten die Menschen nicht nur schneller zu sehen. Auch ihre visualisierten Raum- und Zeitbegriffe wandelten sich über den Kontakt mit dem Kinematographen, seinen Nachfolgern und Derivaten. Es bildeten sich feste filmische Montagekanons, in denen den bilderfahrenen Zuschauern nach und nach auch komplexe Sachverhalte zugemutet wurden, etwa die Erfahrung visualisierter zeitlicher Simultanität. Als moderne Sehschulen dienen neben dem Kino auch die Malerei, Photographie, Fernsehen und Video, die sich zu einer visuellen Massenkultur summieren. Hier wird die Sinnestätigkeit des Auges durch technische Apparate ebenso stimuliert wie simuliert. Durch die Erfindung von neuen Wahrnehmungsmustern und Sinnzuschreibungen verändern die Geräte das menschliche Verhalten, die Sichtweisen und am Ende die menschliche Gesellschaft als Ganzes.¹

In diesem von Milos Več beschriebenen Transformationsgeschehen kommt der Literatur ganz offenbar die Rolle der Zuschauerin, bestenfalls der kritischen Kommentatorin zu, denn unter den »gegenwärtig« Wahrnehmungsgeschichte schreibenden visuellen Medien der Moderne – »neben dem Kino auch die Malerei, Photographie, Fernsehen und Video« – scheinen Texte keinen Platz zu haben. In der Logik dieser gängigen Einschätzung wäre die Literatur als abbildend, als einer nicht-literarischen Medienwelt nachgeordnet zu bestimmen und entsprechend nur »die Frage nach den Effekten technischer Medien in der Schriftkultur«² zu stellen; die Formel einer solchen funktionalen Lozierung lautet: »Literatur nimmt das Motiv [...] auf«.³ Die Skala der poetischen Möglichkeiten beginnt so gesehen bei der bloßen Aneignung eines ›Motivs‹ und erstreckt sich bis zur kritischen Distanzierung oder Hinterfragung kultureller Praktiken,

¹ Milos Več: Knick in der Optik. Für Augenmenschen: Sehtechniken in der Massenkultur. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. 1. 1999, S. N5; die folgenden Zitate ebenda.

² Harro Segeberg: Literatur im technischen Zeitalter. Von der Frühzeit der deutschen Aufklärung bis zum Beginn des ersten Weltkriegs. Darmstadt 1997, S. 8.

³ Reinhard Heinritz: Teleskop und Erzählperspektive. In: Poetica 24 (1992), S. 341–355, hier S. 342.

wenn etwa »die deutsche Literatur der Zeit des Realismus der Photographie primär im Modus des Schweigens begegnet«⁴ sein soll. Literatur bildet ab, dokumentiert, kommentiert oder kritisiert (selbst im Modus der Kritik rangiert das ›Motiv‹ als vorgängig) von den modernen Medien initiierte »Semiotisierungsschübe«, ohne selbst, so hat es den Anschein, in Prozesse »sozialisatorischer, historischer, medialer Formung«⁵ der visuellen Wahrnehmung einzugreifen. Ihren Beitrag zum Wahrnehmungsdiskurs hätte die Literatur demnach mit dem Paradigmenwechsel von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit, von der »hearing-dominance« zur »sight-dominance«,⁶ als »Literalisierung, Verzifferung« längst geleistet, und nähme »gegenwärtig«⁷ eine diskurstranszendente Position ein; die Geschichte der Wahrnehmung ist in diesem Verständnis das eine, die Literatur das andere, hier der eisige Gletscherkörper des Wahrnehmungsdiskurses, dort die unter ihm zerriebenen »literarischen Ablagerungen«, elementar geschieden – hier Wasser, dort Erde:

Dieser historische Prozeß, an dessen Ende unsere eigene Sinneserfahrung steht, ist nur dann kritisch zu beschreiben, wenn man all das mitzudenken versucht, was er überrollt oder zur Seite gedrückt hat – an den Grund- und Seitenmoränen erkennt man den historischen Weg eines Gletschers, wenn er schon längst verschwunden ist und nur die umgestaltete Landschaft hinterlassen hat. In der Geschichte der menschlichen Wahrnehmung sind solche Moränen Formen der Erfahrung, die sich der vom Auge regierten, auf Naturbeherrschung ausgerichteten Wahrnehmung bei ihrer zähflüssigen Expansion entgegenstellten. Am Rande des Hauptstroms, umgeformt und selber wieder historischer Veränderung ausgesetzt, haben sie sich als Sedimente erhalten. Am Rande des Siegeszuges, den das Auge durch die Geschichte der menschlichen Wahrnehmung beschreibt, liegen jene literarischen Ablagerungen, die [...] die Geschichte der dominierenden Wahrnehmungsform *und* ihre Trümmer [erfassen].⁸

Einziger Lichtblick der Autonomie einer derart als fremdbestimmt verstandenen Literatur ist in der Logik dieses Bildes die Vorstellung eines Gletscherstromes, dessen Weg wenigstens von derjenigen Landschaft vorgeschrieben ist, aus der er mechanisch »literarische Ablagerungen« herausschleift. »Im Zentrum« der Untersuchung von Peter Utz stehen erklärtermaßen diese »Ablagerungen« des Gletschers, nur das ›Danach‹

⁴ Gerhard Plumpe: Der tote Blick. Zum Diskurs der Photographie in der Zeit des Realismus. München 1990, S. 169.

⁵ Več (s. Anm. 1).

⁶ Walter J. Ong: Orality and literacy. The technologizing of the word. London, New York 1982, S. 117.

⁷ Več (s. Anm. 1).

⁸ Peter Utz: Das Auge und das Ohr im Text. Literarische Sinneswahrnehmung in der Goethezeit. München 1990, S. 8; die folgenden Zitate ebenda.

mithin, unter das all jenes begriffen wird, »was« der Gletscher »überrollt oder zur Seite gedrückt hat«. Damit ist aber nicht die präglaciale »Landschaft« gefaßt, wie es in der Formulierung zunächst anklingt, sondern die Hinterlassenschaften des Gletschers: die »Grund- und Seitenmoränen«.

Literatur und Wahrnehmung operieren in der Logik dieser Bildvorstellung als getrennte Bereiche – eine Vorstellung, die ihrerseits entziffert werden kann als Sediment einer die heutige Herangehensweise an das Verhältnis von Sehen und Literatur »dominierenden Wahrnehmungsform«. Nicht im Blick ist nämlich das Unplausible einer strikten sphärischen Trennung von Wahrnehmungsgeschichte und Literatur, wie sie einseitig motiv- oder einflußgeschichtlich nach Reflexen forschenden Untersuchungen als Prämisse eingeschrieben ist. Literatur konstituiert sich zuallererst in einem visuellen Medium, der Schrift; der ihr korrespondierende Sinneskanal ist demnach das Auge. Entsprechend bezieht sie sich nicht nur auf visuelle Wahrnehmung und »schlägt [...] Kapital«⁹ aus ihr, sondern verlangt ihr zugleich Tätigkeit ab, es sei denn, man wollte (oder könnte) nur lauschend und tastend sich in der »Gutenberg galaxy«¹⁰ fortbewegen. Die enge Verbindung der Bereiche »Sehen« und »Literatur« ist allem Anschein nach eine Selbstverständlichkeit, die unter der glacialen Last der »gegenwärtig« die literaturwissenschaftliche Forschungslandschaft »dominierenden Wahrnehmungsform« mehr und mehr »zur Seite gedrückt« wurde und nur noch in der »Wahrnehmungsform« ganz anders Wahrnehmender zum Vorschein kommt: Der »seit dem Verluste [s]eines Gesichts« »ueber [s]ich selbst und [s]eine Unglücksgefährten die Blinden« forschende Ludwig von Baczko, »Professor für Geschichte bei der Artillerie-Akademie zu Königsberg«, breitet nämlich »[s]ein Buch [...] vor den Augen des Publikums«¹¹ aus – eine Formulierung, die einem Blinden, für den sie eine »schmerzhaftige Erinnerung an seinen Zustand«¹² bedeutet, weit weniger leicht, dafür aber um so bewußter von der Hand gehen dürfte als einem Sehenden. »Blindheit erzeugt [...] besondere Schwierigkeiten«, wenn die Initiation der Wahrnehmenden in die Welt der Schrift

⁹ Ebenda, S. 31.

¹⁰ Deren Kennzeichen besteht indes gerade in der »reduction of experience to a single sense, the visual, as a result of typography«; Marshall McLuhan: *The Gutenberg galaxy. The making of typographic man*. Toronto 1962, S. 125.

¹¹ Ludwig von Baczko: *Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten die Blinden*. Leipzig 1807, S. VII.

¹² Johann Wilhelm Klein: *Lehrbuch zum Unterrichte der Blinden, um ihnen ihren Zustand zu erleichtern, sie nützlich zu beschäftigen und sie zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden*. Wien 1819, S. V.

und mit ihr in die der Literatur erfolgt, »sobald das sehende Kind die Schule besucht«, denn

dann werden die einfachen Laute, woraus die Wörter bestehen, und die mithin die Grundbestandtheile der Sprache ausmachen, mit den sichtbaren Zeichen derselben, den *Buchstaben*, so eng verbunden, daß von jetzt an das Kind sich gewöhnt, die Sprachlaute sich nur unter der Figur und dem Nahmen der Buchstaben zu denken.¹³

Eine »für Blinde lesbare Schrift« dagegen vermag auf dieses Verbundsystem von Schriftkultur und visueller Wahrnehmung nicht zu bauen und muß also andere Sinneskanäle in Anspruch nehmen; sie »muß auf dem Papier erhaben seyn, so daß die Buchstaben und Wörter durch die darauf gelegten Finger fühlbar sind«. ¹⁴

Literarische Texte können sich (seit der Dominanz der Schriftlichkeit) auf visuelle Wahrnehmung nicht beziehen, ohne ihr zugleich einen neuen Gegenstand zu liefern, ohne zugleich die visuelle Wahrnehmung ihrer Leser – bereits in einem ganz grundlegenden, materialen Sinne – in Gang zu setzen; im Verhältnis der beiden fungiert die Schrift und mit ihr die Literatur ebenso als *Reflex und Movens* visueller Wahrnehmung, wie diese als *Reflex und Movens* jener. Erst als Gegenstand visueller Wahrnehmung vermag ein literarischer Text an Prozessen »sozialisatorischer, historischer, medialer Formung«¹⁵ des Wahrnehmungsdiskurses wirksam zu werden – etwa indem er ideologische Gehalte und Implikationen der jeweils herrschenden Wahrnehmungspraktiken freilegt oder indem er Medien- oder Wahrnehmungsdesiderate in den Wahrnehmungsdiskurs einspeist. Das Wechselverhältnis bleibt demnach nicht auf die materiale Dimension der Entzifferung von Schrift beschränkt, sondern greift aus in sachliche und strukturelle Dimensionen. Umgekehrt müssen Annäherungen an den Diskurs über visuelle Wahrnehmung notwendig reduktionistisch verfahren, wenn sie die Schrift als medialen und materialen Gegenstand des Sehens oder literarische Texte als diejenige Instanz, die sich sachlich oder strukturell auf den Wahrnehmungsdiskurs bezieht, aus seiner Freilegung ausblenden. Solchen in der selbstbezüglich-autodynamischen Wechselbeziehung von Sehen und Schreiben wirksamen osmotischen Bewegungen gilt die Aufmerksamkeit der vorliegenden Untersuchung. Sie erfragt Spielarten und -regeln der Austauschprozesse ebenso wie ihre Effekte für und ihre Rückwirkungen auf die beteiligten Tauschpartner.

¹³ Ebenda, S. 51.

¹⁴ Ebenda, S. 65.

¹⁵ Več (s. Anm. 1).

Auf den ersten Blick scheint ein solches Vorhaben einen schon nahezu gesättigten akademischen Markt zu bedienen, sind doch – vor allem im Umfeld der Cultural studies sowie diskurs- oder mediengeschichtlicher Interessen – zahlreiche Einzelbeiträge, Monographien und Sammelbände¹⁶ zu verzeichnen, die sich, teils implizit, teils explizit, den Zusammenhängen von Sehen und Literatur widmen. Die Frage (vermeintlich) erneut aufzuwerfen, bedarf daher gründlicher Rechtfertigung. Bestimmt ist die Forschungslandschaft von zwei, an der Wahl des leitenden methodologischen Paradigmas sich abzeichnenden Tendenzen: Auf der einen Seite versammeln sich Untersuchungen mit vorrangig literaturwissenschaftlichem Interesse – es wird von den behandelten Texten aus gefragt –, auf der anderen solche mit dominant diskursanalytisch-kulturhistorischem Interesse – es wird von der Wahrnehmung her gefragt –, und zwar jeweils im heuristischen Paradigma einer »für den Gegenverkehr« nicht freigegebenen »Einbahnstraße«.¹⁷ Fast allen Beiträgen ist die Vorstellung gemein, daß Wahrnehmungsdiskurs und literarische Texte trennscharf auseinanderzuhalten und in einem klaren Abhängigkeitsverhältnis zu präsentieren seien, in dem literarische Texte gegenüber dem ›Sehen‹ auf ihre mimetische Funktion festgelegt sind. In Bernd Buschs subtil freigelegter »Wahrnehmungsgeschichte der Fotografie« etwa dienen die wenigen Rekurse auf literarische Texte, hier auf Barthold Heinrich Brockes' ›Bewährtes Mittel

¹⁶ Ich nenne nur einige neuere, der Literaturwissenschaft (noch) zuzuordnende Titel: Die Mobilisierung des Sehens. Zur Vor- und Frühgeschichte des Films in Literatur und Kunst. Hrsg. v. Harro Segeberg. München 1996; Literatur intermedial. Musik – Malerei – Photographie – Film. Hrsg. v. Peter V. Zima. Darmstadt 1995; Der Entzug der Bilder. Visuelle Realitäten. Hrsg. v. Michael Wetzel u. Herta Wolf. München 1994; Lea Ritter-Santini: Mit den Augen schreiben. In: Mit den Augen geschrieben. Von gedichteten und erzählten Bildern. Hrsg. v. Lea Ritter-Santini. München, Wien 1991, S. 14–26; Gerhart von Graevenitz: Das Ornament des Blicks. Über die Grundlagen des neuzeitlichen Sehens, die Poetik der Arabeske und Goethes ›West-östlicher Divan‹. Stuttgart 1994; Heinritz (s. Anm. 3); Armatoren der Sinne. Literarische und technische Medien 1870 bis 1920. Hrsg. v. Jochen Hörisch u. Michael Wetzel. München 1990; Utz (s. Anm. 8); Katharina Weisrock: Götterblick und Zaubermacht. Auge, Blick und Wahrnehmung in Aufklärung und Romantik. Opladen 1990; Albrecht Koschorke: Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Überschreitung in literarischen Landschaftsbildern. Frankfurt a.M. 1990.

¹⁷ Norbert W. Bolz: Der Geist und die Buchstaben. Friedrich Schlegels hermeneutische Postulate. In: Texthermeneutik. Aktualität, Geschichte, Kritik. Hrsg. v. Ulrich Nassen. Paderborn u.a. 1979, S. 79–112, hier S. 79. Zu den wenigen Ausnahmen gehören die Studien von Utz (s. Anm. 8) und Weisrock (s. Anm. 16), die »Auge, Blick und Wahrnehmung in der Dichtung« von den »historischen Vorgaben der Medizingeschichte, der Ikonographie, der Affekttheorie und Benehmenslehre« (S. 11) her interpretieren möchte, entsprechend beiden Bereichen ihre Aufmerksamkeit schenkt und zunächst dem Wahrnehmungsdiskurs nachspürt (S. 15–94), um dann »Interpretationsversuche« an Tiecks ›Runenberg‹ und Eichendorffs ›Marmorbild‹ vorzunehmen (S. 95–159); Literatur wird allerdings als ästhetisches Sekundärphänomen, als »Resonanz« (S. 64) verstanden.

für die Augen«, einem illustrativen Zweck, der zum einen die ästhetische Dimension der Texte verdeckt, zum anderen dem Diskurs nichts Neues abzugewinnen vermag: »Der Mensch, so lautet die Moral des Gedichts, soll nicht mehr der anströmenden Vielfalt der Eindrücke ausgeliefert sein«. ¹⁸ Bedenklich wird eine solche Vorgehensweise, sobald sie sich, anders als bei Busch, der Literatur programmatisch als Untersuchungsgegenstand widmet, wie im Falle der von Jürgen Manthey vorgelegten »gekürzten und überarbeiteten Fassung [s]einer Habilschrift«: ¹⁹ »Wenn Blicke zeugen könnten. Eine psychohistorische Studie über das Sehen in Literatur und Philosophie«, die die »Beispiele in einem Verhältnis zueinander plaziert« sehen möchte, »das sie für sich sprechen und immer auch die Hauptthese bekräftigen läßt. Diese lautet dahin, daß auch der moderne Autor den Mythos fortschreibt, in dem die Spannung zwischen Verdrängung und Wiederkehr des Verdrängten ein für allemal Gestalt angenommen hat« (26). Erklärtes Ziel der Untersuchung ist die Bestätigung vorwiegend auf der Matrix des »familialen Dreiecks« (446) verorteter, um den »Blick« zentrierter psychologischer Zusammenhänge, und das, obwohl »der Verfasser«, wie er selbst zu bedenken gibt, »weder Soziologe noch Psychologe ist« (28). Thomas Pekars Lektüre der »Verwirrungen des Zöglings Törleß« dagegen geht von einem textanalytischen Befund aus, dem »im Roman immer wieder auftauchenden Motiv der Augen, Blicke und des Sehens«, auf das er »eingehen« möchte. Fremde Hilfe verspricht Pekar sich von »einigen wenigen Hinweisen aus der Psychoanalyse zum Verständnis von Sehvorgängen«. ²⁰ »Es gibt also«, so entnimmt er »stark vereinfacht« Jacques Lacans »im Anschluß an Freud« entwickelten Überlegungen, »zwei grundverschiedene Arten des Blicks« – einen partialisierend triebgesteuerten, das Subjekt gefährdenden und einen narzißtisch Ganzheit suggerierenden, das Subjekt gerade konstituierenden: »Es soll nun gezeigt werden, daß sich diese beiden grundsätzlich verschiedenen Blicktypen im »Törleß« finden lassen – und daß sie die Sinnlichkeitsproblematik in diesem Text wesentlich strukturieren«. Ungeklärt bleibt, wes-

¹⁸ Bernd Busch: *Belichtete Welt. Eine Wahrnehmungsgeschichte der Fotografie*. Frankfurt a.M. 1995, S. 115. Ähnlich argumentieren Ulrike Hick: *Geschichte der optischen Medien*. München 1999, S. 59, in deren Verständnis »das aufklärerische Lehrgedicht« von Brockes »die zeitgemäße Schulung des Sehens treffend beschreibt«, und Koschorke (s. Anm. 16), S. 117–119.

¹⁹ Jürgen Manthey: *Wenn Blicke zeugen könnten. Eine psychohistorische Studie über das Sehen in Literatur und Philosophie*. München, Wien 1983, S. 28; die folgenden Zitate werden in Klammern fortlaufend im Text nachgewiesen.

²⁰ Thomas Pekar: *Robert Musil zur Einführung*. Hamburg 1997, S. 35; die folgenden Zitate ebenda, S. 36.

halb Pekar die beiden Blicktypen, da sie sich im Text doch nachweisen lassen sollen, nicht mittels einer Lektüre des Textes herauspräpariert, sondern der psychoanalytischen Theoriebildung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entnimmt und ahistorisch in einen erstmals 1906 veröffentlichten Text transplantiert. Der Text gerät auf diese Weise in den Verdacht, als spezifische ästhetische Leistung lediglich ein erst von Lacan wissenschaftlich-reflexiv eingeholtes und zu seiner Explikation auf ästhetische Versuchsfelder gar nicht angewiesenes Wissen über Wahrnehmungspraktiken (nicht zufällig entfaltet Lacan seine Überlegungen nicht im Rekurs auf literarische Texte) mit geradezu schlafwandlerischer Trittsicherheit antizipiert zu haben. Wenn Lacans Vorschläge auf psychologische Sachverhalte generell zutreffen, nimmt es nämlich nicht wunder, daß sie auch die »Sinnlichkeitsproblematik« eines Textes strukturieren. Interessant wären, wollte man ein solches Unterfangen gewinnbringend angehen, gerade Abweichungen, nicht aber Übereinstimmungen, die weder in ästhetischer noch in psychoanalytischer Sicht Neuerungen und Besonderheiten, weder des Textes noch der Psychologie der Wahrnehmung zum Vorschein bringen. Nähert man sich derart den Bezügen einzelner oder auch mehrerer Texte auf den Problemkomplex visueller Wahrnehmung ausschließlich oder vorwiegend von der Literatur aus, droht im Unklaren zu bleiben, worin der heuristische Mehrwert einer Erörterung ästhetischer Fragen vor dem Hintergrund des Wahrnehmungsdiskurses besteht, wenn latent wirksamen Diskurspraktiken, ihren Effekten und Rückwirkungen auf die ästhetischen Regelkreise der Texte nicht unabhängig vom Text nachgegangen wird. Es entsteht die Gefahr, die Texte auf der wahrnehmungsgeschichtlichen Matrix falsch zu verorten. Nähert man sich der wechselseitigen Verklammerung von Sehen und Schreiben dagegen ausschließlich oder vorwiegend vom Wahrnehmungsdiskurs aus, läuft man Gefahr, literarische Texte, in der Regel sogar nur Bruchstücke daraus, zur Bebilderung eines scheinbar vollständig außerliterarisch sich konstituierenden Diskurses zu benutzen, sie zu Zeugen eines Diskursgeschehens zu funktionalisieren, das sich nicht anders präsentierte, wenn man zu seiner analytischen Durchdringung auf die Hinzuziehung literarischer Texte verzichtet hätte. Die von den Texten entfalteteten und poetisch ausagierten Anliegen und Verfahren geraten gar nicht erst in den Fokus der jeweiligen Lektüren. Von den Regeln und Ordnungen des Wahrnehmungsdiskurses oder von den Regeln und Ordnungen der literarischen Texte ausgehende analytische Zugriffe auf das jeweilige andere – auf den einzelnen Text, auf den Wahrnehmungsdiskurs – subsumieren das Besondere, ordnen es unter und bringen gerade darin sein je Spezifisches zum Verschwinden.

Demgegenüber schlage ich eine methodische Modifikation vor: eine dominant induktive und zugleich von einem Doppelblick geleitete Herangehensweise, die von kulturgeschichtlich-diskursanalytischen Einzelbefunden ebenso ihren Ausgang nimmt wie von literarästhetischen, um von dort aus die osmotischen Prozesse zwischen Literatur und Wahrnehmungsdiskurs freilegen, nach Rückwirkungen und Effekten fragen und die Vorstellung zweier trennscharf geschiedener Sphären: ›Wahrnehmung‹ und ›Literatur‹, verabschieden zu können.

Nicht anvisiert ist indes eine vergleichende Untersuchung, der es um Differenzen, vielleicht auch um Austauschprozesse zweier Diskurse, des literarischen und des wahrnehmungsgeschichtlichen, zu tun wäre. Vielmehr geht es darum, literarische Texte als am Wahrnehmungsdiskurs partizipierende, ihn konstituierende und transformierende und infolge dieser Teilhabe wiederum transformierte »Aussagen« (énoncés)²¹ zu erkennen. Dazu bedarf es sowohl eines diachronen (wahrnehmungs- und diskursgeschichtlichen) als auch eines synchronen (poetologisch-systematischen, diskursanalytischen) Zugriffs, sowohl einer vertieften Einzeltextanalyse als auch einer systematisierenden Zusammenschau der an exemplarischen Einzeltexten ermittelten Ergebnisse und ihrer Einbettung in den Diskurs über das Sehen (auf ästhetisch-poetologischem ebenso wie auf kultur- und wissenschaftsgeschichtlichem Feld). Eine ausschließlich oder in erster Linie auf archäologische Freilegung von Diskursen zielende Herangehensweise erscheint mir – in literaturwissenschaftlicher Perspektive – unangemessen aufgrund der Vernachlässigung textanalytisch-interpretatorischer Fragestellungen, die über den von der Diskursanalyse vorgegebenen Klärungsbedarf hinausgehen. Zwar »entsagt die Diskursanalyse den déjà-vu-Erlebnissen der Dialektik und den Heimaten der Hermeneutik« mit gutem Grund, »sie ist nicht Interpretation«,²² doch erschöpft sich ihre Erschließungskraft darin, Texte als »énoncés« zu erweisen, als »Knoten in einem Netz«²³ zu verorten. Ihr Gegenstand sind Spielregeln und Funktionsweisen von Diskursen, nicht von Texten, deren Existenz sie (wie die von Autor und Werk) als »Konstrukt diskursiver Praktiken«²⁴ zu entzaubern sucht. Mit dem doppelten Anliegen dieser

²¹ Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M. 1981, S. 115 u.ö.

²² Horst Turk, Friedrich A. Kittler: Einleitung. In: *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik*. Hrsg. v. Horst Turk u. Friedrich A. Kittler. Frankfurt a.M. 1977, S. 9–43, hier S. 36.

²³ Foucault (s. Anm. 21), S. 36.

²⁴ Turk/Kittler (s. Anm. 22), S. 41.

Untersuchung einher geht aber die (schon mehrfach gestellte)²⁵ Frage nach der Kompatibilität diskursarchäologischer und textanalytisch-hermeneutischer Verfahren. Sich dem Wahrnehmungsdiskurs nähern zu wollen, setzt nämlich die Bereitschaft voraus, »sich von einem ganzen Komplex von Begriffen zu lösen«,²⁶ zu denen Foucault neben Tradition, Einfluß, ›Mentalität‹ und ›Geist‹ auch »jene des Buches und des Werks«²⁷ zählt. Da in einem solchen Verständnis »jeder Text [...] sich als Mosaik von Zitaten auf[baut], jeder Text [...] Absorption und Transformation eines anderen Textes«²⁸ ist und nicht mehr verlässlich »durch eine bestimmte Zahl von Zeichen die Grenze seines Beginns und seines Endes markiert«,²⁹ stellt diskursarchäologische Arbeit die Voraussetzung jeder textanalytischen ganz grundlegend in Frage: den fest umgrenzten Text. Erst an einem solchen Identitätskonstrukt vermögen textanalytisch-hermeneutische Bemühungen wirksam zu werden und von Texten ästhetisch ausagierten Problemstellungen nachzuspüren. Wird diesen Vorbehalten indes weitgehend Rechnung getragen, wie z.B. in Friedrich A. Kittlers ›Aufschreibesystemen. 1800 · 1900‹,³⁰ so geraten ›Texte‹ zu nahezu beliebig beschreibbaren Steinbrüchen, zu »Grund- und Seitenmoränen«, wenn man so will, in denen die Mosaiksteinchen des jeweils angegangenen, doch freilich nie zu einem abschließenden Mosaik sich fügenden Diskurses wie Geröll nur aufgelesen zu werden brauchen. So gewissenhaft und überzeugend sich Kittlers Umgang mit ›Sedimenten‹ aus literarischen Texten von Goethe, E.T.A. Hoffmann, Rilke und vielen anderen auch ausnehmen mag, ein Interesse an der operationalen Größe ›Text‹ wird nicht erkennbar. Die Vorstellung der Einheit Buch/Text rangiert in diesem Verständnis als Effekt diskursiver Praktiken, »sie wird erst ausgehend von einem kom-

²⁵ »Wie sind Text, Diskurs [...] methodisch zu verbinden?« und »welche Verfahrensänderungen werden für diskurstheoretische Arbeiten in den Textwissenschaften notwendig?« fragen z.B. Jürgen Fohrmann, Harro Müller: Einleitung: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft. In: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft. Hrsg. v. Jürgen Fohrmann u. Harro Müller. Frankfurt a.M. 1988, S. 9–22, hier S. 18.

²⁶ Foucault (s. Anm. 21), S. 33.

²⁷ Ebenda, S. 33–35.

²⁸ Julia Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. In: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Hrsg. v. Jens Ihwe. Bd. 3. Frankfurt a.M. 1972, S. 345–375, hier S. 348.

²⁹ Foucault (s. Anm. 21), S. 35; dasselbe Problem findet Foucault, S. 116–117, angesichts des leitenden Begriffs »énoncé« wieder: Auf den »ersten Blick erscheint die Aussage als ein einzelnes, unzerlegbares Element [...]. Ein Korn, das an der Oberfläche eines Gewebes auftaucht, dessen konstitutives Element es ist. Ein Atom des Diskurses. Und da stellt sich sogleich das Problem: wenn die Aussage die elementare Einheit des Diskurses ist, worin besteht sie dann?«

³⁰ Friedrich A. Kittler: Aufschreibesysteme. 1800 · 1900. 3. Aufl. München 1995.

plexen Feld des Diskurses konstruiert«.³¹ Einen Bezugspunkt solcher Entgrenzungsbestrebungen machen Jürgen Fohrmann und Harro Müller³² in dem Hans Robert Jauss zugeschriebenen Verständnis von Literaturwissenschaft aus:

Vorausgesetzt wird zunächst die Begriffstrias Autor, Werk und Leser. Autoren schreiben Texte, Texte werden gelesen, und Lektüre veranlaßt Autoren zu neuer Vertextung, diese zu neuer Lektüre usw. Der Autor erscheint als Produzent, als Urheber von Werken, die ihm zugerechnet werden können [...]. Lektüre bringt den Text zum ›Sprechen‹ und eröffnet zwischen Text und Leser einen Sinntransfer, der ›Verstehen‹ ermöglicht. Durchaus könnte man Hermeneutik etikettieren als die Theorie verstehender Teilnahme [...], als eindeutige Signifikatzuweisung.

Entsprechend

geht es seit dem Beginn des literaturwissenschaftlichen Projekts vornehmlich darum, Werken als Arrangements aus Signifikanten eindeutige Signifikate zuzuweisen. Der Sinn von Texten wird also nicht in ihrem manifesten So-Sein vermutet, sondern in einer noch zu entschlüsselnden Tiefenstruktur verortet, die als Signifikat fungiert.

So einleuchtend und zutreffend die von der Diskursanalyse vorgebrachte Kritik am Konstrukt des geschlossenen Textes, ja selbst an der physischen Einheit des Buches ist, so verbreitet, langlebig und wirkungsmächtig sind diese. Nicht nur, daß das Gros der archivierten Äußerungen über Texte und Bücher von solchen Vorstellungen geleitet ist und in ihrem Horizont zu betrachten wäre: Bücher gelangen noch immer mehrheitlich als Bücher auf den Markt, verfügen vielleicht gelegentlich über Spuren »*professioneller* Betreuung, um ›angemessen‹ angeeignet werden zu können«, die Texte, Monumente, Dokumente, Bilder und Zeugnisse aber, die ihre Dissemination bewerkstelligen, sind ihnen nicht als Bibliotheken, Museen und Archive im Anhang mitgeliefert. Wenn die dominierende kulturelle Praxis am Konzept eines geschlossenen, fest umgrenzten ›Buches‹ oder ›Textes‹ festhält und ihrerseits Spuren in der Landschaft diskursiver Praktiken hinterläßt, ist ein Doppelblick – analytische Durchdringung nicht in synkretistisch montierten, sondern »agonal‹ aufeinander«³³ bezogenen Perspektiven – geboten und legitim: zum einen gilt es, vermeintlich praxisstranzendierend die Ermöglichungsbedingungen und Regeln dieser Praxis freizulegen und zu analysieren, zum anderen schließt diese Arbeit eine

³¹ Foucault (s. Anm. 21), S. 36.

³² Vgl. Fohrmann/Müller (s. Anm. 25), S. 10–11.

³³ Norbert W. Bolz: Einleitung. Goethes Wahlverwandtschaften – Analysen zum Mythos Literatur. In: Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hrsg. v. Norbert W. Bolz. Hildesheim 1981, S. 7–20, hier S. 8.

praxisimmanente Orientierung ein, die jenen Spuren und Effekten Schritt für Schritt nachgeht, die diskursive Praktiken im Umgang mit Texten hinterlassen. Das heißt aber keinesfalls, daß Lektüre unausweichlich als »einem universalen Imperativ des Verstehens«³⁴ das Wort redende Hermeneutik aufzufassen ist, die, »was nie geschrieben wurde, lesen«³⁵ möchte. Der Friedrich Schleiermacher zugeordneten, auf den einen ›Geist‹ ausgegerichteten Hermeneutik stellt Jochen Hörisch eine spielerische, nicht am Paradigma der Sinn-Feststellung orientierte Hermeneutik entgegen:

Die vereinheitlichende Wut des Verstehens will, indem sie Texte liebedienerisch-herrisch bis zur Unlesbarkeit überschreibt und umschreibt, ein geistiges Zentrum errichten, das alle ›Großen dasselbe sagen‹ (Emil Staiger) und kleine Geister erst gar nicht mitreden läßt. Die frühromantische und nietzscheanische Konzeption der Interpretation aber will deren Buchstabensinn erfüllen und interpretieren, dazwischenreden, um das eine Zentrum der Macht zu vervielfältigen.³⁶

Sich einzelnen Texten eingehend zu widmen und sie zugleich als »énoncés« des Wahrnehmungsdiskurses zu begreifen, fächert die analytische Arbeit in drei nicht hierarchisierbare, vielmehr einander durchkreuzende Vorhaben auf: in die ›Tiefe‹ gehende Arbeit am Text (Lektüre weniger Texte), in die ›Breite‹ gehende Arbeit am Diskurs (Untersuchung möglichst vieler »énoncés«) und Arbeit an deren Verknüpfung; die intensive Lektüre einzelner Texte rangiert dabei zugleich als Bestandteil der archäologischen Beschreibung des Diskurses über das Sehen, d. h. der ihn strukturierenden Regeln, seiner Funktionsweisen und der Geschichte seiner Erfassung. Um jedoch einen vertretbaren Umfang zu wahren, können nur wenige Texte auf ihren Beitrag zum Diskurs über das Sehen und zugleich auf die ästhetischen Konsequenzen ihrer Teilhabe am Diskurs hin untersucht werden. Wollte man Diskursgeschichte und -analyse auf ein möglichst breites Fundament stellen, hätte man als »énoncés« bestimmte Texte, Monumente, Dokumente, Bilder etc. in möglichst großer (idealerweise in unaufhörlich sich vergrößernder) Zahl in Augenschein zu nehmen, womit sie allerdings zu Diskurs-Zeugen funktionalisiert würden und die Frage nach ihrem spezifisch Ästhetischen ausgeblendet zu werden drohte. Beließe man es dagegen bei der Analyse sehr weniger »énoncés«, liefe man Gefahr, zwar tiefgreifende Lektüren der Texte vornehmen, über den Wahrnehmungsdiskurs jedoch keine repräsentativen Aussagen treffen zu können. Die analytische Arbeit kann deshalb nur in Gestalt einiger weniger (auf

³⁴ Jochen Hörisch: Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1998, S. 86.

³⁵ Ebenda, S. 82.

³⁶ Ebenda, S. 81.

das mutmaßliche und freilich nicht abschließend vermeßbare Gelände des Diskurses) weiträumig verstreuter ›Probep Bohrungen‹ erfolgen: »Über den vermuteten Bereich« des Diskurses wird zu diesem Zweck »ein weitmaschiges Bohrpunktnetz gelegt und das Gebiet systematisch abgebohrt. Die Dichte des Bohrpunktnetzes, die *Bemusterungsdichte*, ist wesentlich abhängig von der Struktur« des Geländes, auf dem literarische Texte in den Diskurs über das Sehen eingelassen sind – »je komplizierter sie ist, desto dichter das Netz. Zur Groberfassung [...] ergeben«, zumindest bei der »Bemusterung von Lagerstätten« im Bergbau, schon einige wenige »Bohrlöcher [...] eine hinreichende *Bemusterungsgenauigkeit*«. ³⁷ Von den ans Licht gebrachten ›Bohrkernen‹ darf man sich auf dem Feld des Diskurses entsprechend bemusterungsgenauen »Aufschluß« ³⁸ über die Effekte und Rückwirkungen der Diskurszugehörigkeit literarischer Texte erhoffen. Daher soll dem Zusammenspiel von visueller Wahrnehmung und Literatur in *exemplarischen* Analysen nachgespürt und die funktionale Verflechtung ausgewählter Texte mit ausgewählten Feldern des Wahrnehmungsdiskurses erschlossen werden. Der Versuch, möglichst flächendeckend zu arbeiten, erwies sich als von literaturgeschichtlichem Erkenntnisinteresse geleitet ³⁹ und lief zwangsläufig auf wenig tiefeschürfende, dafür aber mit nahezu lückenloser »Bemusterungsdichte« vorgenommene Bohrungen hinaus.

Wo aber in die ›Tiefe‹ gehen? Mit dieser Frage tritt die Schwierigkeit auf den Plan, die Auswahl der gewissermaßen als ›Kronzeugen‹ der Verflechtung von Diskurs und Schrift behandelten literarischen Texte begründen zu müssen, die unausweichlich in einen Begründungszirkel führt. Da Diskurse einerseits ihrer strukturellen Logik nach unabschließbar, somit unendlich ausgedehnt sind und erst im Zusammenspiel unzähliger »énoncés« sich formieren, andererseits aber stets nur immanent und endlich beschreibbar sind, kann ein solcher Beschreibungsversuch seinem Darstellungsziel nie angemessen sein; er hat notwendig in Darstellungsformen auszuweichen, die vermeintlich repräsentative Einzelfälle als Stellvertreter oder Paradigmen eines darstellerisch uneinholbaren Gesamts behandeln. Wollte man diesem Immanenzproblem entgehen, hätte man *idealerweise* im Universum der »énoncés« all diejenigen auszumachen, die sich

³⁷ ›Bemusterung von Lagerstätten‹. In: Lexikon des Bergbaues. Hrsg. v. Hans Grothe. Stuttgart 1962, S. 67.

³⁸ ›Schürfarbeiten‹. In: Lexikon des Bergbaues. Hrsg. v. Hans Grothe. Stuttgart 1962, S. 480.

³⁹ Eine eng an medien- und wahrnehmungstheoretischen Gesichtspunkten orientierte »Geschichte der deutschen Literatur im technischen Zeitalter zu schreiben«, unternimmt z. B. Segeberg (s. Anm. 2), S. 1.

zum Diskurs über das Sehen formieren – spätestens im nicht mehr transzendierbaren eigenen analytischen Sprechen über den Diskurs, das diesen freilich ›verlängernd‹ weiterschreibt, kommt das Aporetische eines solchen Unterfangens zur Geltung. Um einzelne »énoncés« aus dem Universum aller je möglichen »énoncés« überhaupt einem Diskurs (etwa dem über das Sehen) zuordnen zu können, bedarf es unumgänglich stets eines Vorverständnisses davon, was dieser Diskurs (etwa der über das Sehen) eigentlich sei, welchen Bereichen vermeintlich diskurszugehörige »énoncés« zu entnehmen sein mögen. Im montanen und freilich auch nur endlichen Paradigma gesprochen, liefe die Freilegung eines Diskurses auf das Unterfangen hinaus, die gesamte Erdkruste Schicht für Schicht abtragen, eine lückenlose »Durchforschung der Erdrinde«⁴⁰ leisten zu müssen, anstatt sie mittels einer begrenzten Zahl von Probebohrungen zu erkunden. Diskursanalyse kann daher *immer nur* im Modus der ›Probebohrung‹ fündig werden, und die zutage geförderten ›Bohrkerne‹ können immer nur mit einem exemplarischen Anspruch dargeboten werden. Um also einzelne Bohrungen anzusetzen, ist eine zwar »eingehende«, doch unumgänglich spekulative »Voruntersuchung des Geländes, in dem sie durchgeführt werden sollen«,⁴¹ unerlässlich: »Fine grass covered the slope – grass that was spangled with flowers, with here and there patches of color, orange and purple and *golden*«⁴² (1017). Als solches »paradise« (1019) bietet sich der ›All Gold Canyon‹ Bill, einem Goldsucher in der um 1905 entstandenen gleichnamigen Short story Jack Londons, dar – paradiesisch aber nicht nur seiner Abgeschlossenheit und Farbenpracht, sondern auch seines Versprechens wegen: »a pocket hunter's delight [...]. A secret pasture for prospectors« (1019). »Where the side-hill touched the water he dug up a shovelful of dirt and put it into the gold-pan« (1020), um sieben »golden specks« auszuwaschen. Flußabwärts – so schließt er aus weiteren »test-holes« (1027) auf eine Regel – nimmt der Ertrag kontinuierlich ab, flußaufwärts zunächst zu, dann wiederum stetig ab. »Line by line« *liest* er, ein »Bohrpunktnetz« auslegend, das Gelände, schreibt Zeile für Zeile einen Text darüber, bis die Stichproben ein Bild der Lagerstätte entstehen lassen:

⁴⁰ ›Lagerstättenerkundung‹. In: Lexikon des Bergbaues. Hrsg. v. Hans Grothe. Stuttgart 1962, S. 339.

⁴¹ ›Schürfarbeiten‹ (s. Anm. 38), S. 480.

⁴² Jack London: All Gold Canyon. In: The complete short stories of Jack London. Bd. 2. Hrsg. v. Earle Labor. Stanford 1993, S. 1017–1034, hier S. 1017; die folgenden Zitate werden in Klammern fortlaufend im Text nachgewiesen.

A few feet back from his first line of test-pans he started a second line [...]. He began a third line of test-pans. He was cross-cutting the hillside, line by line, as he ascended. The centre of each line produced the richest pans, while the ends came where no colors showed in the pan. And as he ascended the hillside the lines grew perceptibly shorter. The regularity with which their length diminished served to indicate that somewhere up the slope the last line would be so short as to have scarcely length at all, and that beyond could come only a point. The design was growing into an inverted ›V‹ [...]. The apex of the ›V‹ was evidently the man's goal. (1023–1024)

Dem montanen Paradigma vergleichbar hat die vorliegende Arbeit nicht nur in die ›Tiefe‹ gehende ›Probebohrungen‹ an literarischen, in den Diskurs über das Sehen verstrickten Texten vorzunehmen, sondern eben auch, möglichst weiträumig, nach »énoncés« des Diskurses über das Sehen zu fragen. Wie die von Londons »prospector« vorgenommene Lagerstätten erkundung ihren Ausgang von nur vermeintlich arbiträren Indizien nehmen kann, so auch die diskurs- und textanalytische Untersuchung – im einen Fall von einem dem Betrachter sich stellenweise »golden« darbietenden Blument Teppich in einem abgelegenen Tal aus, im anderen Fall von einem vielleicht nur dem ersten Anschein nach beiläufigen Lemma aus.

In der vorliegenden Untersuchung »systematisch abgebohrt« und im Zusammenspiel mit dem Diskurs über das Sehen eingehend untersucht werden Schillers ›Geisterseher‹, Büchners ›Leonce und Lena‹, Raabes ›Chronik der Sperlingsgasse‹, Przybyszewskis ›Totenmesse‹, Musils ›Verwirrungen des Zöglings Törleß‹ und Kafkas ›Proceß‹. Man könnte den Versuch unternehmen, zur Begründung des mit der Auswahl der Texte abgesteckten Untersuchungszeitraums den hohen Grad wissenschaftlicher Diskursivierung des Sehens im 18., 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts heranzuziehen und, wie Utz vorschlägt, im aufklärerischen Umgang mit der visuellen Wahrnehmung eine entscheidende Umakzentuierung ausmachen:

Das Auge der Aufklärung sucht die Sinne neu zu erkunden. Es ist bezeichnend, daß der Beginn des Jahrhunderts der Aufklärung praktisch mit der Neuformulierung der alten Frage nach der menschlichen Wahrnehmung einsetzt. Auch wenn diese Diskussion bis in die Antike zurückgeht, werden in ihr nun entscheidende neue Akzente gesetzt [...]. Die Kontroverse um die Sinne beginnt als Kontroverse um Auge und Hand. Am Anfang steht ein Gedankenexperiment des englischen Arztes Molyneux, das John Locke in seinem ›Essay concerning human understanding‹ (1690) bekannt macht und das die Diskussion des ganzen Jahrhunderts prägt: Man nehme an, daß ein Blindgeborener durch bloßes Tasten gelernt habe, einen Kubus von einer gleich großen Kugel zu unterscheiden. Was geschieht, wenn dieser Blinde durch eine Operation sehend wird:

Kann er ohne erneutes Betasten, nur durch das Auge, nun die beiden Gegenstände unterscheiden und sie der früheren Tasterfahrung richtig zuordnen? – Diese so künstlich angelegte Fragestellung trifft das aufklärerische Interesse an der Wahrnehmung in seinem Nerv. Denn das Gedankenexperiment stellt die doppelte Frage nach der Leistung der einzelnen Sinne wie auch nach der möglichen Einheit der Wahrnehmung.⁴³

Ebensogut ließe sich als Ausgangspunkt einer solchen Umakzentuierung René Descartes' bereits 1637 erschienener »Essai« »La Dioptrique« präsentieren, den er der Abhandlung »Discours de la méthode. Pour bien conduire sa raison, & chercher la vérité dans les sciences«⁴⁴ als Erprobung des methodischen Entwurfs nachliefert. Die Hierarchisierung der Sinnesleistungen bildet auch dort den Ausgangspunkt: »Toute la conduite de nostre vie depend de nos sens, entre lesquels celuy de la veüe estant le plus vniuersel & le plus noble, il n'y a point de doute, que les inuentions qui seurent a augmenter sa puissance, ne soyent des plus vtiles qui puissent estre.«⁴⁵ Ebenso im Blick sind die Leistungsfähigkeit des Tastsinns und die Vorstellung einer im »sechsten Sinn« verbürgten Einheitlichkeit der Wahrnehmung blind Geborener:

Il vous est bien sans doute arrivé quelque fois en marchant de nuit sans flambeau, par des lieux vn peu difficiles, qu'il falloit vous ayder d'un baston pour vous conduire, & vous aués pour lors pû remarquer, que vous sentiés par l'entremise de ce baston, les divers objects qui se rencontroyent autour de vous, & mesme que vous pouiés distinguer s'il y auoit des arbres, ou des pierres, ou du sable, ou de l'eau, ou de l'herbe, ou de la boüe, ou quelqu'autre chose de semblable. Il est vray que cette sorte de sentiment est vn peu confuse & obscure, en ceus, qui n'en ont pas vn long vsage: mais considerés la en ceus, qui estant nés aueugles, s'en sont seruis toute leur vie, & vous l'y trouuerés si parfaite, & si exacte, qu'on pourroit quasi dire qu'ils voyent des mains, ou que leur baston est l'organe de quelque sixjesme sens, qui leur a esté donné au defaut de la veüe.⁴⁶

Nicht minder überzeugend nimmt sich der etwa von David C. Lindberg unterbreitete wissenschaftsgeschichtliche Vorschlag aus, der mathematisch-geometrischen Erschließung des Sehens durch Johannes Kepler einen zentralen Stellenwert im Diskurs über das Sehen einzuräumen: »Keplers erfolgreiche Lösung des Sehproblems früh im siebzehnten Jahrhundert war ein theoretischer Triumph, dessen Bedeutung ihn durchaus mit anderen, weitaus berühmteren Entwicklungen in der wissenschaftlichen

⁴³ Utz (s. Anm. 8), S. 19.

⁴⁴ René Descartes: Discours de la méthode. Pour bien conduire sa raison, & chercher la vérité dans les sciences plus la Dioptrique, les Météores, la Géométrie qui sont des essais de cete méthode. Leyden 1637.

⁴⁵ Ebenda, S. 1.

⁴⁶ Ebenda, S. 3–4.

Revolution in eine Reihe stellt«. Es ist das erklärte »Hauptanliegen« Lindbergs, »die Beschaffenheit und Größe der Keplerschen Leistung genau anzugeben«. ⁴⁷ Wie Keplers ›Dioptrice« ⁴⁸ könnte freilich auch Isaac Newtons 1704 erschienene Abhandlung ›Opticks: or a Treatise of reflections, refractions, inflections and colours of Light« ⁴⁹ den wiederum wissenschaftsgeschichtlichen Ausgangspunkt einer am Sehen interessierten Untersuchung bilden. Ebenso gut ließen sich weitere mögliche ›Anfänge« auf anderen Matrices ausmachen: mediengeschichtlich, indem man die Revolutionierung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg (Mitte des 15. Jahrhunderts) oder die ›Erfindungen« der Camera obscura (um 1500), des Fernrohrs und Mikroskops (um 1600) oder der Laterna magica (um 1650) heraushebt und ihre Transformationseffekte betont, medizingeschichtlich, indem man etwa das 1583 erschienene und Schule machende Werk von Georg Bartisch ›ΟΦΘΑΛΜΟΔΟΥΛΕΙΑ. Das ist/ Augendienst« ⁵⁰ exponiert und an den Beginn der neuzeitlichen Augenheilkunde im deutschen Sprachraum stellt, kunstgeschichtlich, indem man die frühneuzeitliche ›Erfindung« der Perspektive (um 1415) ⁵¹ bemüht, um ein neues Selbstverständnis des Sehens auszumachen. Die Vervielfältigung der ›Ursprünge« ⁵² bringt zum Vorschein, wie wenig plausibel es ist, um den Beginn eines Untersuchungszeitraums rechtfertigen zu können, nur ein einziges »énoncé« als Triebfeder einschneidender Umakzentuierungen in einem Diskurs zu bestimmen. Wie solchen Versuchen mangelt es auch jenen an Überzeugungskraft, die das Ende eines Untersuchungszeitraums mit punktueller Präzision festlegen wollen – indem man etwa die ›Erfindung«

⁴⁷ David C. Lindberg: Auge und Licht im Mittelalter. Die Entwicklung der Optik von Al-Kindi bis Kepler. Frankfurt a.M. 1987, S. 11; analog: Andreas Bedau: Sehen und Wissen. Zur Definitionsgeschichte der aus der mechanistischen Sinnesphysiologie entwickelten »visuellen Schnittstelle« zwischen Mensch und Welt. Diss. Hamburg 1995, S. 73.

⁴⁸ Johannes Kepler: Dioptrice seu Demonstratio eorum quae visui & visibilibus propter Conspicilla non ita pridem inventa accidunt. Praemissae Epistolae Galilaei de ijs, quae post editionem Nuntij siderij ope Perspicilli, nova & admiranda in coelo deprehensa sunt. Item Examen pr[a]efationis Ioannis Penae Galli in Optica Euclidis, de usu Optices in philosophia. Augsburg 1611.

⁴⁹ Isaac Newton: Opticks: or a Treatise of reflexions, refractions, inflexions and colours of Light. London 1704.

⁵⁰ Georg Bartisch: ΟΦΘΑΛΜΟΔΟΥΛΕΙΑ. Das ist/ Augendienst. Newer vnd wolgegründter Bericht Von ursachen vnd erkenntnis aller Gebrechen/ Schäden vnd Mängel der Augen vnd des Gesichtes/ wie man solchen anfänglich mit gebürlichen Mitteln begehen/ vorkommen vnd wehren/ Auch wie man alle solche Gebresten künstlich durch Artzney/ Instrument vnd Handgrieffe curiren, wircken vnd vertreiben sol. Dresden 1583.

⁵¹ Vgl. z.B. Joscijka Gabriele Abels: Erkenntnis der Bilder. Die Perspektive in der Kunst der Renaissance. Frankfurt a.M., New York 1985, S. 9–24.

⁵² Eine Fülle möglicher ›Ursprünge« kommt in der von Weisrock (s. Anm. 16), S. 15–94, erarbeiteten »Blickenzyklopädie« (S. 11) zum Vorschein.

der Kinematographie als Motor von Transformationen im Diskursgeschehen postulierte. Einzig mit Blick auf (dem Paradigma ›Punkt‹ nicht mehr subsumierbare) komplexe Transformationen innerhalb eines Diskurses ließe sich vom Diskurs her ein Untersuchungszeitraum abstecken. Ein solches Unterfangen hätte aber *idealerweise* diachron das Transformationsgeschehen in seiner historischen Entwicklung und synchron in seiner potentiellen räumlichen Auffächerung freizulegen, es hätte konsequenterweise den Diskurs und mit diesem all dasjenige, wovon er sich überhaupt erst abgrenzen läßt, in seiner räumlichen wie zeitlichen Gänze zu besehen. Auch hier sind Vorentscheidungen, erste ›Geländeerkundungen‹ unerlässlich, die von möglicherweise ganz arbiträren Befunden her ein mutmaßliches Koordinatennetz zu entwerfen hätten, in das sich der Diskurs und seine Transformationen einzeichnen ließen. Als ein möglicher ›va-banque-Befund‹ einer ersten ›Geländeerkundung‹ läßt sich der (sehr überzeugend von August Langen⁵³ herausgearbeitete und von Utz weiterverfolgte) ostentative Bezug der aufklärerischen Programmatik und ihres Sprachgebrauchs auf das Problemfeld der visuellen Wahrnehmung begreifen...

⁵³ August Langen: Anschauungsformen in der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts. Rahmenschau und Rationalismus. Jena 1934. Nachdruck, Darmstadt 1968.

II. »Aufklären oder auch nicht aufklären«

1. »Ich [...] muß Licht von ihm haben« – Schillers ›Geisterseher‹

Hinter einem Bergrücken läßt Daniel Nikolaus Chodowiecki (Abb. 1) im ›Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1792‹ die Sonne aufgehen und ein ländliches Idyll mit ihrem Licht überfluten. Warum es sich bei dieser Alltagsszene, wie die »kurze Erklärung der Monatskupfer« angibt, um eine der sechs »großen Begebenheiten des vorletzten Decenniums«, d.h. hier der 1770er Jahre, handeln soll, verdeutlicht erst ein »Fingerzeig«, der die semantische Unterdeterminiertheit des Kupfers aufhebt: ›Aufklärung.¹ Gemeint ist nicht ein meteorologischer Sachverhalt, wie ihn noch 1691 Kaspar Stieler's ›Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs/ oder Teutscher Sprachschatz‹ verzeichnet – »Das Wetter klärt sich auf«² –, sondern, so legt der beigegebene Text ausführlich dar, das »höchste Werk der Vernunft«,³ die vielleicht wirkungsmächtigste gesamt-europäische Entwicklung des 18. Jahrhunderts. Die Aufladung des Sonnenaufgangs zur Metapher der Aufklärung führt zwei Vorstellungsfelder eng: Lichtwerdung und Erkenntnisprozeß, eine Verknüpfung, die zum festen Metapherninventar des ausgehenden 18. Jahrhunderts gehört und entsprechend im Verhältnis von »Literatur und Naturwissenschaft [...] der Aufklärung« wiederzufinden ist.

¹ Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1792. Mit Kupfern von Chodowiecki, nebst den neuesten Frauenzimmer- und Manns-Kleidungen, in Kupfer. Göttingen o.J., S. 211; die fünf anderen, »von dem großen Berlinischen Künstler« ausgewählten und ausgeführten Begebenheiten sind: ›Der Fürstenbund‹, ›Der Tod Friedrich des Zweyten‹, ›Die neue französische Constitution‹, ›Kaiser Leopolds sanfte Wiedereroberung seiner Belgischen Staaten‹ und die ›Toleranz‹ (S. 211–213).

² Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs/ oder Teutscher Sprachschatz/ Worinnen alle und iede teutsche Wurzeln oder Stammwörter so viel deren annoch bekant und ietzo im Gebrauch seyn nebst ihrer Ankunfft/ abgeleiteten/ doppelungen/ und vornemsten Redarten/ mit guter lateinischer Tolmetschung und kunstgegründeten Anmerkungen befindlich. Samt einer Hochteutschen Letterkunst/ Nachschluß und teutschen Register. So Lehrenden als Lernenden zu beider Sprachen Kundigkeit/ nöthig und nützlich/ durch unermüdelichen Fleiß in vielen Jahren gesamlet von dem Spaten. Nürnberg 1691, Sp. 968.

³ Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1792 (s. Anm. 1), S. 212.

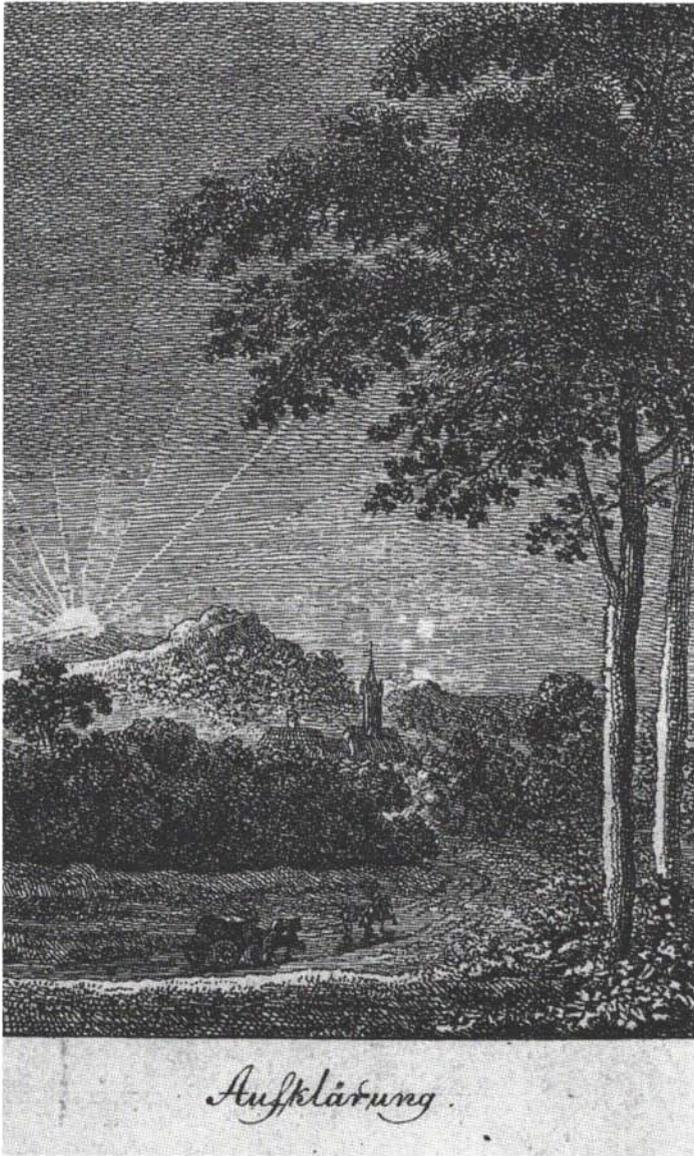


Abb. 1

Licht impliziert [...] das Moment der Erkenntnis, und wir spüren, wie eng Naturwissenschaften und Aufklärung, die sich ihrerseits gern in der Metapher des Lichts deutete, aufeinander bezogen sind [...]. Zugleich wurde die Aufmerksamkeit mehr denn je auf die physikalischen, physiologischen und psychologischen Bedingungen im Vorgang des Sehens gelenkt.⁴

Ganz im Sinne dieser von Karl Richter unternommenen Bestandsaufnahme führt sich 1787 der Prinz von ** in Schillers ›Geisterseher‹ ein: »Ich muß den Armenier aufsuchen und muß Licht von ihm haben«⁵ (54). Ausleuchten will der Prinz eine Reihe rätselhafter, möglicherweise in einem noch zu entdeckenden Zusammenhang stehender Ereignisse der vergangenen sechzehn Tage,⁶ will sich aber zu diesem Zweck nicht nur den beiden dunkelsten Gestalten des ›Geistersehers‹, dem Armenier und dem Sizilianer (von dem er später »Licht« [73] über den ersten verlangen wird), anvertrauen, sondern zudem noch einer ambivalenten »Materie«:⁷ dem Licht. Was wie das Credo der Aufklärung klingt, enthält nämlich einen aufklärerischer Lichtmetaphorik geradezu diametral entgegengesetzten, in der Logik der Aufklärung selbst angelegten Subtext: Zwar verschafft Licht Klarheit, indem es das Ungeschiedene aus dem Dunkel nimmt, somit verlässliche und allgemeingültige Unterscheidungen zu ermöglichen scheint und das visuell Wahrgenommene in den Status empirisch-objektiver Wirklichkeit einzurücken erlaubt, doch ist es zugleich das ›Medium‹ der im ›Geisterseher‹ wörtlich genommenen Vorspiegelung. In der Welt der Empirie sieht, wer (halbwegs frontal)⁸ in einen Spiegel blickt, sich

⁴ Karl Richter: *Literatur und Naturwissenschaft. Eine Studie zur Lyrik der Aufklärung*. München 1972, S. 77.

⁵ Ich zitiere fortlaufend im Text unter Angabe der Seitenzahl, wobei folgende Ausgabe zugrundeliegt: Friedrich von Schiller: *Der Geisterseher*. Aus den Memoires des Grafen von O**. In: *Schillers Werke. Nationalausgabe*. Bd. 16. Hrsg. v. Hans Heinrich Borchardt. Weimar 1954, S. 45–159.

⁶ Zwischen »Eines abends« (46), »es war ein Donnerstag« (47), und der Prophezeiung vergeht exakt eine Woche, nach der der Prinz »acht Tage« (51) genesend im Bett verbringen wird.

⁷ ›Licht‹. In: Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*. Bd. 2. Wien 1808, Sp. 2049–2052, hier Sp. 2049.

⁸ Diesen Aspekt nutzt Christoph Martin Wieland für die erste, ›Narcissus und Narcissa‹ betitelte Novelle aus dem ›Hexameron von Rosenhain‹; *Das Hexameron von Rosenhain*. Herausgegeben von C.M. Wieland. In: *C.M. Wielands sämtliche Werke*. Bd. 38. Leipzig 1805, indem er einen vermeintlich »*Talismanischen Spiegel*« (S. 88) zum Liebesstifter werden läßt: »So lange Jemand in der Person, die er zu lieben vermeint oder vorgiebt, *nur sich selbst* liebt, könnt' er sein ganzes Leben durch in diesen Spiegel hinein schauen, er würde nie etwas anders sehen als *sich selbst*: aber sobald das, was er für sie fühlt, *reine Liebe* ist, sieht ihm, statt seiner eigenen Gestalt, das Bild der geliebten Person entgegen« (S. 89). Ob dieser Spiegel tatsächlich über magische Kräfte verfügt, bleibt angesichts der geschilderten Entfaltung seiner magischen Kräfte sehr fraglich, scheint er doch lediglich so beschaf-

selbst, anders in den ›Memoires des Grafen von O**‹: »Hier schlug der Sizilianer seinen Mantel zurück und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt [...]. Der Prinz trat mit Schrecken zurück. ›Was haben Sie gesehen?‹ fragte ich. ›Den Armenier« (55). Im »gleich den andern Morgen« (67) angesetzten Verhör des Sizilianers bringt der Prinz diese ungewöhnliche Vorspiegelung zur Sprache, wobei seine Formulierung Raum für zwei Lesarten bietet, für eine dem Sizilianer oder seinem Spiegel magische Kräfte zugestehende und für eine trickbetrügerische: »Sie haben mich das Gesicht des Armeniers in Ihrem Spiegel sehen lassen. Wodurch bewirkten Sie dieses?« (69). Der Sizilianer jedoch gibt sich als Scharlatan zu erkennen: »Es war kein Spiegel, was sie gesehen haben. Ein bloßes Pastellgemälde hinter einem Glas, das einen Mann in armenischer Kleidung vorstellte, hat sie getäuscht« (69). Für diese vom Sizilianer favorisierte Lesart, die »alle diese geheimen Künste auf eine Taschenspielerlei« (54) zurückzuführen versucht, liefert dieser stichhaltige Argumente, als der Prinz insistiert:

›Aber wie konnten Sie meine Gedanken so gut wissen und gerade den Armenier raten?‹

›[...] Ohne Zweifel haben Sie sich bei Tische in Gegenwart Ihrer Bedienten über die Begebenheit öfters herausgelassen, die sich zwischen Ihnen und dem Armenier ereignet hat.‹ (69)

Ihren Ausgang nimmt die im Mittelpunkt des ›Geistersehers‹ stehende »Begebenheit, die vielen unglaublich scheinen wird« (45), »eines abends« (46) in Venedig »um die Karnevalszeit« (45), als der Prinz und der Graf von O** von einer Maske verfolgt werden. »Die Maske war ein Armenier« (46). Diese Maske konfrontiert kurz darauf, es war »neun Uhr vorbei« (47), den Prinzen mit einer diesem zunächst unverständlichen Nachricht:

›Wünschen Sie sich Glück, Prinz‹ (indem sie [die Maske; V.M.] ihn bei seinem wahren Namen nannte). ›Um neun Uhr ist er gestorben. – Damit stand sie auf und ging.

Wir sahen uns bestürzt an. – ›Wer ist gestorben?‹ sagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. (47)

fen zu sein, daß, wenn zwei Personen zugleich in ihn blicken, diese jeweils nicht mehr sich selbst, sondern nur die jeweils andere sehen können (hierfür müßte der Spiegel nur ausreichend klein sein, um nicht beide Hineinblickenden zu reflektieren): »Unfreywillig, wie von einer unsichtbaren Macht angezogen, fanden sie sich endlich beide vor dem Zauberspiegel, blickten beide zugleich hinein, und indem Dagobert mit schauerndem Entzücken *Helianen* und *Heliane Dagoberten* in der Stelle ihres eigenen Bildes erblickten, sanken sie einander in die Arme« (S. 92).

»Der Verstorbene«, so unterrichtet eine Klammerbemerkung – und gibt zugleich Anlaß zu zahlreichen Spekulationen über historisch verbürgte Realsubstrate –, »war der Erbprinz, der einzige Sohn des regierenden ***, der alt und kränklich ohne Hoffnung eigener Succession war« (49). Die Mitteilung des Armeniers wird sich gegenüber den »am sechsten Abend« (48) in einem schwarz versiegelten Brief eingetroffenen Neuigkeiten aus *** als zutreffend erweisen: »Der Prinz war zu einer Laterne getreten und fing an zu lesen. ›Mein Cousin ist gestorben,‹ rief er. ›Wann?‹ fiel ich ihm heftig ins Wort. Er sah noch einmal in den Brief. ›Vorigen Donnerstag. Abends um neun Uhr« (48). Mit der Nachrichtentechnik des ausgehenden 18. Jahrhunderts benötigt »ein Brief«, wie der Prinz im Anschluß akribisch auseinanderlegt, fünf Tage »Zeit [...], um von ***, wo [...] [des Prinzen] Cousin starb, nach Venedig zu gelangen« (100). Die zunächst optische, später elektrische Telegraphie und mit ihr die enorme Beschleunigung des überregionalen Datentransfers beginnt erst im Lauf der 1790er Jahre sich durchzusetzen:

Als am 16. August 1794 die erste telegrafische Depesche von Lille nach Paris geschickt wird, gelangt die Nachricht davon umgehend nach Deutschland. Das Interesse ist überwältigend. In einer Zeit, in der sowohl Staatsgeheimnisse und militärische Befehle als auch private Korrespondenz per Bote überbracht oder mit der staatlichen Post versendet werden, in einer Zeit also, in der man als maximale Benachrichtigungsgeschwindigkeit den Galopp schneller Pferde annehmen muß, ist die sogenannte ›Fernschreibekunst‹ eine aufsehenerregende Neuigkeit.⁹

Entsprechend voraussetzungsreich gestalten sich die (vortelegraphischen) Rationalisierungsversuche des Prinzen, die er schließlich verwirft, weil »man«, wie er meint, »mit dem bloßen Zufall schon ausreicht« (101):

Sie haben mit mir die nähern Nachrichten von der Krankheit meines verstorbenen Cousins gelesen. Es war in einem Anfall von kaltem Fieber, wo ihn ein Schlagfluß tötete. Das Außerordentliche dieses Todes, ich gestehe es, trieb mich an, das Urteil einiger Ärzte darüber zu vernehmen, und was ich bei dieser Gelegenheit in Erfahrung brachte, leitet mich auf die Spur dieses Zaubers. Die Krankheit des Verstorbenen, eine der seltensten und fürchterlichsten, hat dieses

⁹ Birgit-Susann Mathis: Eine Idee kommt nach Deutschland. In: So weit das Auge reicht. Die Geschichte der optischen Telegrafie. Hrsg. v. Klaus Beyrer u. Birgit-Susann Mathis. Karlsruhe 1995, S. 55–66, hier S. 55. Selbst die erste in Betrieb genommene längere Telegraphenverbindung vermag eine Übermittlungsdauer, wie sie im Falle des ›Geistersehers‹ erforderlich wäre, nicht annähernd zu erreichen, wie sich aus der Darstellung von Paul Charbon: Entstehung und Entwicklung des Chappeschen Telegrafennetzes in Frankreich. In: So weit das Auge reicht. Die Geschichte der optischen Telegrafie. Hrsg. v. Klaus Beyrer u. Birgit-Susann Mathis. Karlsruhe 1995, S. 29–54, hier S. 36, ergibt: »Ein Ereignis, das im Laufe des Morgens [im rund 200 km entfernten Lille; V.M.] stattfindet, ist [...] nachmittags in Paris bekannt«.

eigentümliche Symptom, daß sie während des Fieberfrostes den Kranken in einen tiefen unerwecklichen Schlaf versenkt, der ihn gewöhnlich bei der zweiten Wiederkehr des Paroxysmus apoplektisch tötet. Da diese Paroxysmen in der strengsten Ordnung und zur gesetzten Stunde zurückkehren, so ist der Arzt von demselben Augenblick an, als sich sein Urteil über das Geschlecht der Krankheit entschieden hat, auch in den Stand gesetzt, die Stunde des Todes anzugeben. Der dritte Paroxysmus eines dreitägigen Wechselfiebers fällt aber bekanntlich in den fünften Tag der Krankheit – und gerade nur soviel Zeit bedarf ein Brief, um von ***, wo mein Cousin starb, nach Venedig zu gelangen. Setzen wir nun, daß unser Armenier einen wachsamem Korrespondenten unter dem Gefolge des Verstorbenen besitze, – daß er ein lebhaftes Interesse habe, Nachrichten von dorthier zu unterhalten[,] daß er auf mich selbst Absichten habe, die ihm der Glaube an das Wunderbare und der Schein der übernatürlichen Kräfte bei mir befördern hilft –, so haben Sie einen natürlichen Aufschluß über jene Wahrsagung, die Ihnen so unbegreiflich deucht. Genug, Sie ersehen daraus die Möglichkeit, wie mir ein Dritter von einem Todesfall Nachricht geben kann, der sich in dem Augenblick, wo er ihn meldet, vierzig Meilen¹⁰ weit davon entfernt ereignet. (100–101)

»Aenliche Prophezeiungen«¹¹ und »Zufälle«, wie die Diskussion um einen »Geisterseher« zeigt, »der von Ephesus bis nach Rom sehen konte«,¹² florieren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von seinem Biographen Ernst Ludwig Borowski nach den Ursachen des »Hangs zu der jetzt so überhandnehmenden Schwärmerei« befragt, kommt Kant auf die, wie er meint, entscheidende Rolle der Literatur zu sprechen: »Wie mich dünkt, ist die allgemein angebreitete Lesesucht nicht bloß das Leitzeug (Vehikel) diese Krankheit zu verbreiten, sondern auch der Giftstoff (Miasma) sie zu erzeugen.«¹³ Eine dem schwedischen Mystiker und Theosophen Swedenborg zugeschriebene, über »keine andere Gewährleistung als die gemeine Sage« verfügende »Geschichte«¹⁴ solcher Provenienz nimmt die Auf-

¹⁰ Legt man die sächsische Postmeile (7.500 m), die geographische Meile (7.420,438 m) oder die preußische und hamburgische Landesmeile (7.532,48 m) zugrunde, betrug die Entfernung rund 300 Kilometer.

¹¹ Anmerkung von Johann Salomo Semler zu: Herrn Prof. Eberhards Abhandlung über die so genannte Magie. In: Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen, mit eigenen vielen Anmerkungen hrsg. v. Johann Salomo Semler. Bd. 2. Halle 1776, S. 99–203, hier S. 174.

¹² Herrn Prof. Eberhards Abhandlung über die so genannte Magie (s. Anm. 11), S. 174–175; gemeint ist Apollonius von Tyana, den der Sizilianer erwähnt (76). Eberhard bezieht sich kritisch auf: Anton de Haen: De Magia Liber. Venedig 1775, dem er Gutgläubigkeit (S. 172) vorwirft.

¹³ Ludwig Ernst Borowski: Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kant's. Von Kant selbst genau revidiert und berichtigt. Königsberg 1804, S. 227–228.

¹⁴ Immanuel Kant: Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik. Riga 1766, S. 86, 88. Bereits in einem vermutlich 1763 verfaßten Brief kommt Kant auf diesen Sachverhalt (allerdings noch weniger kritisch) zu sprechen; Immanuel Kant an Fräulein

merksamkeit Kants für mehrere Jahre in Anspruch. Sie entspricht strukturell sehr genau dem »ersten Wunder« im ›Geisterseher‹, »welches alle übrigen eröffnet hat«, nämlich »jener Prophezeiung auf dem Markusplatz« (99): Die

Geschichte ist von der Art, daß sich sehr leicht ein vollständiger Beweis ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit muß geben lassen. Es war, wo ich recht berichtet bin, gegen das Ende des 1759sten Jahres, als Herr Schwedenberg, aus England kommend, an einem Nachmittage zu *Gothenburg* ans Land trat. Er wurde denselben Abend zu einer Gesellschaft bey einem dortigen Kaufmann gezogen, und gab ihr nach einigem Aufenthalt mit allen Zeichen der Bestürzung die Nachricht, daß eben itzt in Stockholm im *Südermalm* eine erschreckliche Feuersbrunst wüthe. Nach Verlauf einiger Stunden, binnen welchen er sich dann und wann entfernte, berichtete er der Gesellschaft, daß das Feuer gehemmet sey, imgleichen wie weit es um sich gegriffen habe. Eben denselben Abend verbreitete sich schon diese wunderliche Nachricht, und war den andern Morgen in der ganzen Stadt herumgetragen; allein nach zwey Tagen allererst kam der Bericht davon aus Stockholm in *Gothenburg* an, völlig einstimmig, wie man sagt, mit Schwedenbergs Visionen.¹⁵

Nicht die Kunst des Prophezeiens, sondern die des »Fernsehens«,¹⁶ wie u. a. die ›Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände‹ 1836 die visionäre Gabe Swedenborgs ganz zutreffend bezeichnet, bringt es zu solcher Übereinstimmung von Ereignis und nahezu synchroner Berichterstattung; eine wichtige, etwa von dem Leipziger Professor der Naturlehre, Christlieb Benedict Funk, vorgenommene Differenzierung: »Auch soll es *Abndungen* geben, d. i. es geben einige Leute vor, es kämen ihnen Gedanken ein, theils von Dingen, die zu eben derselben Zeit an einem entfernten Orte vorgehen, theils von zukünftigen Dingen überhaupt«.¹⁷

Die Wißbegier des Prinzen ist kein Einzelfall um das »Jahr 17**«¹⁸ (45). Zahlreiche Abhandlungen diskutieren neben den Swedenborg zugeschriebenen Geschichten – »Es ist bekannt genug, daß *Schwedenborgs*

Charlotte von Knobloch, 10. August [1763]. In: Immanuel Kant. Briefwechsel. 2. Aufl. Hamburg 1972, S. 926–931.

¹⁵ Kant (s. Anm. 14), S. 88.

¹⁶ ›Swedenborgs. In: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.) 8. Aufl. Bd. 10. Leipzig 1836, S. 806–812, hier S. 808. Analog: Johann Friedrich Immanuel Tafel: Sammlung von Urkunden betreffend das Leben und den Charakter Emanuel Swedenborg's. IV. Abt. In: Magazin für die wahre christliche Religion und ihre einzige Erkenntnisquelle, die Heilige Schrift 3 (1845), S. 291.

¹⁷ Christlieb Benedict Funk: Natürliche Magie oder Erklärung verschiedner Wahrsager- und Natürlicher Zauberkünste. Berlin, Stettin 1783, S. 162.

¹⁸ Legte man einer Datierung die Erwähnung des 1774 verstorbenen »Papstes Ganganelli« (58) zugrunde, wäre das Geschehen des ›Geistersehers‹ zu Beginn des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts anzusiedeln.

himmlische Märgen, und vorgegebener Umgang mit der Geisterwelt, nicht wenig Liebhaber und Gönner gefunden«¹⁹ – diejenigen der »Geisterbeschwörer Jakob Philadelphia, Gassner, Cagliostro, Schrepfer, Saint-Germain sowie Comte de Gabales«.²⁰ Nicht nur der Drang, »der Wahrheit einiger Erzählungen von der erwähnten Art nachzuspüren«, sondern auch »das ungestüme Anhalten bekannter und unbekannter Freunde«²¹ läßt Kant 1766 ›Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik‹ veröffentlichen. Während Kant aber »gemeine Erzählungen« vorliegen, »die so viel Glauben finden und wenigstens so schlecht bestritten sind«,²² hat es der Prinz mit einer unvermittelten Erfahrung zu tun. Die Frage, ob »er auch nur eine einzige dieser Erzählungen als wahrscheinlich einräumen«²³ soll, stellt sich dem fiktionalen, aus solchen Erzählungen erst »gefertigten« Prinzen freilich nicht. Seine »Neugierde« (56) richtet sich auf das Erlebnis selbst, erfragt die Technik des Prophezeiens, nicht die des Erzählens. Die dunklen Vorgänge der letzten sechzehn Tage – die ›Prophezeiung‹, die ebenfalls mit dem Armenier in Verbindung stehende Bekanntschaft mit der venezianischen Staatsinquisition (50–51) und die, wie der Sizilianer gestehen wird, arrangierten Überraschungen am Tag der Brenta-Ausfahrt (52–53) – hofft er ausgerechnet mit dem »Licht« der ›Nachtgestalten‹ ausleuchten zu können. Die von Richard Alewyn bestimmten Spezifika des Schauerromans – dem ›Der Geisterseher‹ gerne zugerechnet wird²⁴ – werden hier gerade nicht bedient:

Was diesen Schauplätzen sorgsam vorenthalten wird, ist die Helligkeit [...]. Es verlangte keine bedeutende statistische Anstrengung, um das überwältigende Übergewicht der Finsternis über das Licht zu erweisen, und ein gleiches Verfahren würde ergeben, wie die Wahrnehmung des Gesichts eingeschränkt ist gegenüber der viel unzuverlässigeren des Gehörs.²⁵

Gerade das für den Gesichtssinn relevante ›klärende‹ Licht der Aufklärung ist es aber, das im ›Geisterseher‹, statt Antworten zu liefern, eine Rei-

¹⁹ Programma des Hrn. D. Ernesti. In: Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen, mit/nebst eigenen vielen Anmerkungen hrsg. v. Johann Salomo Semler. Bd. 2. Halle 1776, S. 271–291, hier S. 282.

²⁰ So der Kommentar von Hans Heinrich Borchardt zu der hier zitierten Ausgabe (s. Anm. 5), S. 429.

²¹ Kant (s. Anm. 14), S. 6.

²² Kant (s. Anm. 14), S. 4.

²³ Kant (s. Anm. 14), S. 5.

²⁴ Z. B. von Ulrich Thiergard: Schiller und Walpole. Ein Beitrag zu Schillers Verhältnis zur Schauerliteratur. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 3 (1959), S. 102–117, hier S. 106.

²⁵ Richard Alewyn: Die Lust an der Angst. In: Richard Alewyn: Probleme und Gestalten. Essays. Frankfurt a.M. 1974, S. 307–330, hier S. 322.

he weiterer Rätsel aufgibt. Nach der ›Vorspiegelung‹ nämlich wird der Gruppe um den Prinzen vom Sizilianer eine Geisterbeschwörung in Aussicht gestellt – zur besonderen Freude des Prinzen, »der von Ungeduld brennt, in dieser Materie es zu einer Überzeugung zu bringen« (56). Wiederum spricht er auf dem Feld des Sehens und des Lichts, indem er bittet, daß man seine »Zweifel zerstreute und die Decke von [s]einen Augen zöge« (56). Erhalten aber wird er mehr Licht als ihm lieb ist, und zwar aus einer »Laterna magica«²⁶ (71):

Ein dicker Rauch von Olibanum verfinsterte den Saal, [...] das Licht löschte aus, und an der entgegenstehenden Wand über dem Kamine zeigte sich eine menschliche Figur, bleich mit dem Gesicht eines Sterbenden [...]. Hier erzitterte das Haus von neuem. Die Türe sprang freiwillig unter einem heftigen Donner-schlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere *körperliche* Gestalt, blutig und blaß wie die erste, aber schrecklicher, erschien an der Schwelle. Der Spiritus fing von selbst an zu brennen, und der Saal wurde helle wie zuvor [...]. Die Gestalt ging mit majestätischem leisem Schritt gerade auf den Altar zu, stellte sich auf den Teppich, uns gegenüber, und faßte das Kruzifix. Die erste Figur sahen wir nicht mehr. (60–61)

Diese Situation ist dem Sizilianer, wie er beim anschließenden Verhör in einer ausführlichen Einlassung unterbreitet, nicht unbekannt. »Fünf Jahre« (77) zuvor habe er eine ähnliche Geisterbeschwörung vorgenommen, sei aber – allerdings nicht wie hier sofort – durch eine weit überzeugendere als die von ihm hervorgebrachte Erscheinung überboten worden:

Verschiedne Gemälde, die ich da von ihm [dem als Geist zu beschwörenden Jeronymo del M**nte] vorfand, setzten mich in den Stand, der Erscheinung die täuschendste Ähnlichkeit zu geben²⁷ [...]. Der Tote selbst erschien in barbari-

²⁶ Für Johann Wallberg: Sammlung natürlicher Zauberkünste, oder aufrichtige Entdeckung verschiedener bewährter, lustiger und nützlicher Geheimnisse, nebst vielen raren Kunststücken, so zur Haushaltung, Gärtnerey, Wein- und Feldbau gehören; wie auch allerley Professionen und Künstlern, insbesondere aber denen Wein-Negotianten dienlich sind. Neue Auflage in bessere Ordnung gebracht und mit vielen ganz neuen Zusätzen und vollständigem Register vermehrt. Stuttgart 1768, Bd. 1, S. 52, sind *Laternae magicae* »zu unsern Zeiten allbereits eine solch bekannte Sache [...], daß nicht leicht ein halbwegs angesehener Ort in Teutschland seyn wird, woselbst nicht ein- oder anderer Künstler oder Mechanicus solche zu fabriciren wissen«; analog ›Laterne‹. In: Johann Georg Krünitz: Oekonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft [und der Kunstgeschichte], in alphabetischer Ordnung. Bd. 65. Berlin 1803, S. 351–523, hier S. 467.

²⁷ Vgl. Funk (s. Anm. 17), S. 156: »Der Mann [Schröpfer] verrieth sich sogar bey denen, die noch einigermaßen zweifelten, dadurch, daß er den damals schon verstorbenen Professor Gellert auf Verlangen nie vorstellen und zeigen wollte; er hat zwar zur Ursache vorgegeben: Gellert wäre an einem so vorzüglich glücklichen Orte, daß man ihn nicht beunruhigen dürfe. Allein die Sache verhielte sich so: Gellerten, der nur einige Jahre vorher gestorben war, hatten fast alle Menschen in Leipzig gekannt, und gleichwohl hatte man kein ein-

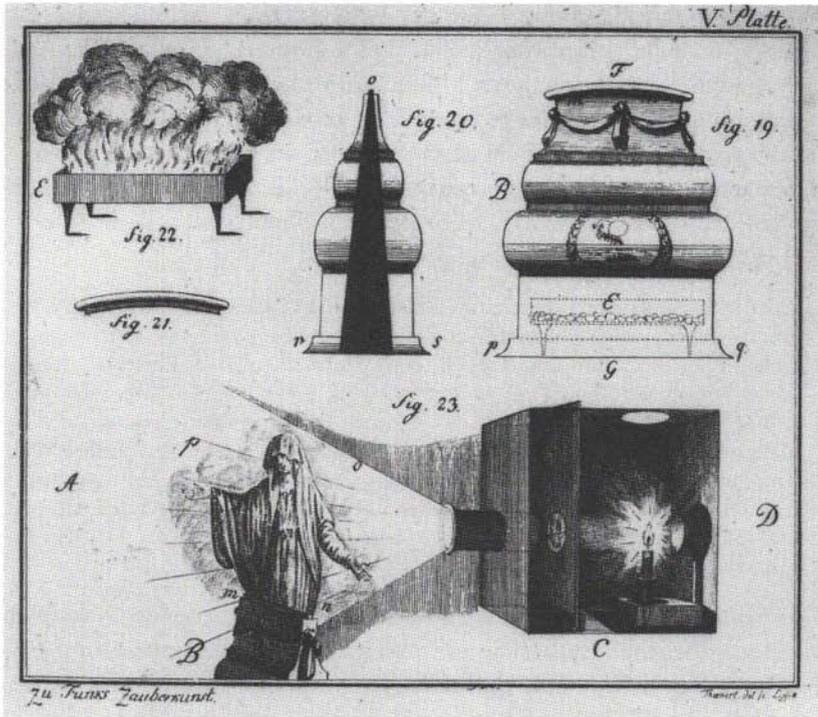


Abb. 2

schem Sklavenkleid, eine tiefe Wunde am Halse [...]. Der Geist schüttelte dreimal das Haupt und streckte eine seiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, streifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach seinem Verschwinden auf dem Fußboden liegend fand. (85)

Wenig später entlarvt »eine fürchterliche Gestalt [...] mit bluttriefendem Kleide und entstellt von gräßlichen Wunden« (89) den »wahren« Mörder Jeronymos. Funks 1783 erschienene Abhandlung »Natürliche Magie oder Erklärung verschiedner Wahrsager- und Natürlicher Zauberkünste« unterscheidet drei probate Mittel zur Hervorbringung von Geistererscheinungen: Als das »grobe« gilt dasjenige,

wo durch Verkleidungen und Verlarvungen Menschen eine Furcht eingejaget wird [...]. Die zweyete Art geschieht durch die Schatten an einer weissen Wand

zuges wohl getroffnes Bildniß von ihm. Hätte sich nun Schröpfer eines der damals gewöhnlichen Gellertischen Portraits bedient, so würden auch seine eignen Jünger, gute Freunde und Verehrer nur gar zu deutlich erkannt haben, daß hier Portraits im Spiele wären«.

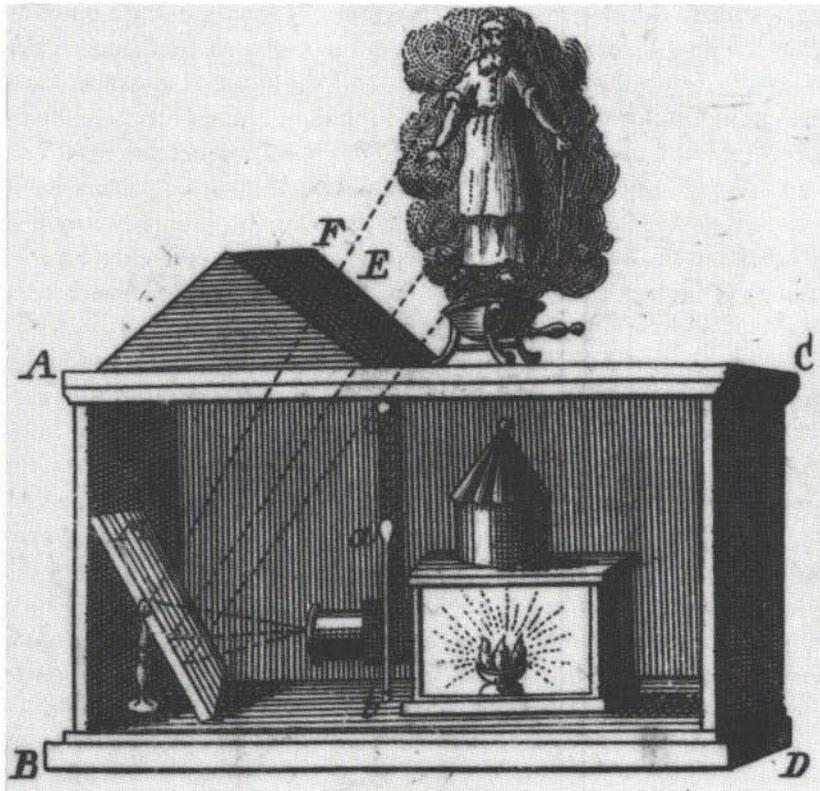


Abb. 3

[...]. Die dritte Art geschieht mit Hülfe der sogenannten *laternae magicae* Fig. 23. Man läßt das Bild *J* nicht, wie gewöhnlich, auf eine weisse Wand, sondern in einen Rauch *mnop* fallen [...]. Es fängt der Rauch in der That die Lichtstrahlen eben so auf, wie eine weisse Fläche. – Hat man nun auf Glas gemahlte wohlgetroffene Bilder von verstorbenen oder noch lebenden Personen, so kann man in diesem Rauch solche vorstellen.²⁸

Die konkurrierenden Geistererscheinungen in der Rahmenerzählung des ›Geisterschers‹ lassen sich sehr genau in die Tradition des ersten und dritten Verfahrens stellen, um so mehr, wenn man das bei Funk zur Erläuterung beigegebene oder das in Johann Georg Krünitz' ›Oekonomischer Encyclopädie‹²⁹ abgedruckte Kupfer (Abb. 2–3) mit in den Blick nimmt. Das Hervorbringen der ersten Gestalt ordnet der Sizilianer selbst dem

²⁸ Funk (s. Anm. 17), S. 148–149, 152.

²⁹ Vgl. Anm. 26.

Projektionsverfahren der »Laterna magica« (71) mit akustischen und taktilen Satellit-Effekten zu und erklärt die scheinbaren Bewegungen der »Gestalt« durch den wallenden Rauch³⁰ (71). Als Projektionszauber kann die zweite Erscheinung der Rahmenerzählung allerdings nicht mehr enttarnt werden. In Frage kommt vielmehr das von Funk beschriebene Verfahren der »Verkleidungen und Verlarvungen«, denn die Gestalt erscheint »körperlich« (61), und der »Saal«, durch den sie sich »mit majestätischem Schritt« bewegt, ist »helle wie zuvor« (61), womit auch der besten Projektion die Grundlage entzogen ist. Für die verbleibenden Rätsel unterbreitet der Prinz im Anschluß an das Verhör plausible Rationalisierungsvorschläge (90–101). Eine Auflösung der rätselhaften, in die Verantwortung des Armeniers gelegten, »alle Magie des Sizilianers als Apparatur«³¹ entlarvenden Geistererscheinungen aber (und somit eine Bestätigung der Mutmaßungen des Prinzen) gibt das Fragment nicht. Der Graf von O** stellt eine Aufklärung des »Bubenstücks [...], dem eine so wohl verteidigte Vernunft erlag« (102), lediglich in Aussicht. Die etwa von Michael Voges schon im fünften Heft der ›Thalia‹ ausgemachten »Aufklärungen«, die »die vermeintlichen Wunder des ersten Teils als Betrug entlarvt«³² haben sollen, mithin eine umfassende »Enträthselung dessen, was mit« dem Prinzen »vorgegangen ist«,³³ liefert erst eine 1796 erschienene Fortsetzung des ›Geistersehers‹, die den am Ende umfassend geständigen Arme-

³⁰ Allein mit dem »Rauch, der von ihrem [der Zauberalaterne] Schein beleuchtet war« (71), läßt sich der komplexe Bewegungsablauf eines den Kopf schüttelnden, den Arm heben und sich den Ring vom Finger streifenden Geistes zwar nicht mehr simulieren, technisch machbar war es aber allemal: »Will man«, so rät Funk (s. Anm. 17), S. 154–155, »daß sich eines Bildes Augen bewegen [...], so läßt man auf die eine Glastafel, die in die laternam magicam gesetzt werden soll, die ganze Person ohne die Augapfel mahlen; auf eine andre, die gerade auf jene paßt, nichts als die Augapfel am gehörigen Orte; jene Tafel wird gehörig in den Rahmen befestiget; diese aber wird über jene so aufgemacht, daß man sie hin und her ziehen kann. – Eben so kann man eine dritte Tafel über die beyden vorigen machen lassen, auf der sich nichts als ein Arm in der gehörigen Lage (welcher hingegen dem Hauptbilde fehlt,) befindet; diese muß man aber im Kreise über jene hinweg drehen können; dadurch erlangt man, daß das Bild im Rauche seinen Arm auf und nieder bewegt«. Als Pionierleistung auf diesem Gebiet wird Bonifacius Henricus Ehrenberger: *Novvm et curiosvm Laternae magicae avgmentvm*. Diss. Jena 1713, gehandelt.

³¹ Friedrich A. Kittler: Die Laterna magica der Literatur: Schillers und Hoffmanns Medienstrategien. In: *Athenäum* 4 (1994), S. 219–237, hier S. 227.

³² So resümiert Michael Voges: Aufklärung und Geheimnis. Untersuchungen zur Vermittlung von Literatur- und Sozialgeschichte am Beispiel der Aneignung des Geheimbundmaterials im Roman des späten 18. Jahrhunderts. Tübingen 1987, besonders S. 343–398, hier S. 364.

³³ Emanuel Friedrich Wilhelm Ernst Follenius: Friedrich von Schiller's Geisterseher. Aus den Papieren des Grafen von O**. Zweiter Theil. Von X** Y*** Z°, Dritter Theil. Von X** Y*** Z°. 3. Aufl. Leipzig 1840 [erstmalig Straßburg 1796], Dritter Theil, S. 30.

nier zur zentralen Schaltstelle einer alle Rätsel lösenden Intrige erklärt.³⁴ Das »Fernsehen« des Armeniers und die in dessen Verantwortung gelegte Geistererscheinung bleiben in Schillers Fragment im Dunkeln.³⁵

³⁴ Ebenda, Dritter Theil, S. 31–152.

³⁵ Statt nach den Konsequenzen des Fragmentarischen für die Lektüre des »Geistersehers« zu fragen, versucht man lediglich, den Abbruch der Produktion zu erklären. Ironischerweise ist es gerade die Fülle der monomanen Erklärungsversuche, die deren Mangel kenntlich werden läßt. Hanns Sachs: Schillers Geisterseher. In: *Imago* 4 (1915/1916), S. 69–95, S. 145–179, hier S. 145, glaubt, »der Lösung der Frage, warum der »Geisterseher« dazu verurteilt war, Fragment zu bleiben, schon ziemlich nahe gerückt« zu sein. Seine Vorschläge besagen, »daß das plötzliche Abbiegen aus dem Detektivroman in die Liebesgeschichte ein Element des Widerspruches in das Werk getragen hat, dem es schließlich zum Opfer fallen mußte«, und »daß die Nötigung, bei der Fortsetzung des Romans das Inzestproblem, wenngleich in verhüllter Form, zu behandeln, jenen Widerwillen des Dichters gegen seinen Stoff verursachte, der sich in seinen Briefen so nachdrücklich ausdrückt, und im schließlichen Fallenlassen des Planes gipfelte«. Fritz Martini: Erzählte Szene, stummes Spiel. Zum siebenten Brief des Baron von F... in Schillers »Geisterseher«. In: *Untersuchungen zur Literatur als Geschichte. Festschrift für Benno von Wiese*. Hrsg. v. Vincent J. Günther, Helmut Koopmann u. Joachim Krause. Berlin 1973, S. 36–60, S. 47, macht einen Schiller innewohnenden produktionsästhetischen Zwiespalt für den Abbruch verantwortlich: »Der Dramatiker kam hier im »Geisterseher« dem Erzähler in die Quere – vielleicht liegt auch darin ein Grund, daß der Roman zum Fragment verurteilt wurde«. Hans Mayer: Schiller. Die Erzählungen. In: Hans Mayer: *Zur deutschen Klassik und Romantik*. Pfullingen 1963, S. 147–164, hier S. 160–161, weiß, »daß die neue Hinwendung Schillers zur philosophischen Spekulation [...] dazu führen mußte, auf einen Abschluß der Geschichte zu verzichten«. Monika Schmitz-Emans: *Zwischen wahren und falschem Zauber. Magie und Illusionistik als metapoetische Gleichnisse. Eine Interpretation zu Schillers »Geisterseher«*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 115 (1996), Sonderheft, S. 33–43, hier S. 43, sucht in den Autonomieansprüchen des »Themas« nach Gründen: »Die Dynamik des Geisterseher-Themas hat sich – und dies ist vielleicht der Grund für das Abbrechen des Fragments – offenbar verselbständigt«. Ganz ähnlich Voges (s. Anm. 32), S. 385, für den »der »Geisterseher« [...] Fragment [blieb] aus innerer Notwendigkeit; der Abbruch war die Folge einer in sich widersprüchlichen Textstruktur«. Klaus H. Kiefer (Cagliostro. Dokumente zu Aufklärung und Okkultismus. Hrsg. v. Klaus H. Kiefer. München, Leipzig, Weimar 1991, S. 217) nimmt Schillers »Erzählproblem« in die Verantwortung: »Gerade darin [daß ein entlarvter Betrug dem Prinzen auch die Wahrheit verdächtig geraten ließ] jedoch machte sich [...] das Erzählproblem Schillers bemerkbar – das ihn ja zum Abbruch des Textes bewogen hatte«. Andreas Käuser: *Physiognomik und Roman im 18. Jahrhundert*. Frankfurt a.M. 1989, besonders S. 189–240, hier S. 190, meint, daß Schiller die »rein stoffliche Rezeption ein Grund dafür wurde, den »Geisterseher« unvollendet zu lassen«. Gert Ueding: *Die Wahrheit lebt in der Täuschung fort. Historische Aspekte der Vor-Schein-Ästhetik*. In: *Literatur ist Utopie*. Hrsg. v. Gert Ueding. Frankfurt a.M. 1978, S. 81–102, hier S. 101, kommt ausgehend von dem zutreffenden Befund, daß »über die Gründe [viel] spekuliert worden [ist], die Schiller bewogen haben mögen, die Arbeit am »Geisterseher« zu verzögern, schließlich gar abzubrechen«, zu einer weiteren Erklärung: »Ein Grund liegt sicher auch in der fehlenden Lösung des ästhetischen Problems, das sich Schiller hier gestellt hat«.

2. Visualitätsideologie der Aufklärung

Die vom Sizilianer verwendete »Zauberlaterne« (70) bringt, dem zuvor schon erprobten ›Zauberspiegel‹ vergleichbar, Licht in einer Weise zum Einsatz, die aufklärerischem Verständnis und Sprachgebrauch³⁶ zuwiderläuft. Auf dem Spiel steht die Lichtideologie der Aufklärung und mit ihr diejenige ihres biblischen Prätexts der Differenzierung verbürgenden Ur-Erleuchtung: »Gott sprach: Es werde licht. Und es ward licht. Und GOTT sahe, daß das licht gut war. Da schied GOTT das licht von der finsterniß, Und nannte das licht Tag, und die finsterniß nacht.«³⁷ »Kein allgemeiner verständliches allegorisches Zeichen [...] als die aufgehende Sonne« kennt das Göttinger ›Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1792‹ für die Aufklärung, für »dieses höchste Werk der Vernunft«.³⁸ Die erst im Licht zu treffenden Unterscheidungen bilden die elementare Voraussetzung einer verstehenden, klassifizierenden, berechnenden und beherrschenden Vernunft – eine Auffassung, die von der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch bis zum Übergang ins 19. Jahrhundert (also noch während ›Der Geisterseher‹ erscheint) nahezu ungebrochen fortzubestehen scheint:

Auf! auf! ihr forschenden Gedanken [...], Bestrebet euch, und sucht die Wahrheit
In der glücksel'gen Klarheit,
Und nehmt zu eurem Zweck des Lichtes Schein,

übersetzt Brockes aus den ›Grund-Sätzen der Welt-Weisheit des Herrn Abts GENEST‹,³⁹ um dem wahrnehmungsorganischen Komplement

³⁶ Hierzu brillant: August Langen: *Anschaungsformen in der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts. Rahmenschau und Rationalismus.* Jena 1934. Nachdruck, Darmstadt 1968, S. 12–19.

³⁷ Die Bibel, oder die ganze Heilige Schrift des alten und neuen Testaments, nach der deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers. Halle 1785; Gen 1,3–5.

³⁸ Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1792 (s. Anm. 1), S. 213, 212.

³⁹ B.H. Brockes: Von dem Licht. In: Herr B.H. Brockes, *verdeutschte Grund-Sätze der Welt-Weisheit des Herrn Abts GENEST, nebst verschiedenen eigenen theils Physicalischen theils Moralischen Gedichten, als des Irdischen Vergnügens in GOTT Dritter Theil.* Hamburg 1728, S. 367–381, hier S. 367. Nachweise aus dem ›Irdischen Vergnügen in GOTT‹ werden auf der Grundlage der folgenden Bände gegeben (Sigle »IVG« und Bandangabe): Herr B.H. Brockes, *Irdisches Vergnügen in GOTT, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten, Erster Theil, nebst einem Anhang etlicher übersetzten Fabeln Des Herrn de la Motte.* 6. Aufl. Hamburg 1737; Herr B.H. Brockes, *Irdisches Vergnügen in GOTT, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten, Nebst einem Anhang verschiedener dahin gehöriger Uebersetzungen. Zweyter Theil.* Hamburg 1753; Hn. B.H. Brockes, *Irdisches Vergnügen in GOTT, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten, Vierter Theil.* 2. Aufl. Hamburg 1735; Hn. B.H. Brockes, *Irdisches Vergnügen in GOTT, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten, Fünfter Theil,* Hamburg 1736; Hn. B.H. Brockes, *Irdisches Vergnügen in GOTT, beste-*

zum Licht die Hauptverantwortung im Erkenntnisprozeß zuzuweisen; folgerichtig spricht er »die Sonne« als »Himmels-Auge«⁴⁰ an. Selbstverständlich beginnt Brockes' im Horizont einer Huldigung des Schöpfungsplans verlaufende Abhandlung der »fünf Sinne« ebenso mit dem »Gesicht« wie die »Einleitung« zum ›Auszug der vornehmsten Gedichte, aus dem von Herrn Barthold Heinrich Brockes in fünf Theilen herausgegebenen Irdischen Vergnügen in Gott‹, und selbstverständlich wird dem »Gesicht« mit Abstand am meisten Platz eingeräumt.⁴¹ Die Begründung der Hierarchisierung der Sinnesleistungen bleibt Brockes' ›Bestseller‹ – Uwe-K. Ketelsen spricht vom »ersten populären Bucherfolg der deutschen Aufklärungsliteratur«⁴² – nicht schuldig:

Wenn wir es genau betrachten,
Ist die Kraft von diesem Sinn
Mit dem höchsten Recht zu achten,
Als der Sinne Königin,
Da ja die Künst' und Wissenschaften
All' an unsern Augen haften:
Künstlich, ja gelehrt, zu seyn
Wirckt fast das Gesicht allein.

hend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten, Sechster Theil. Hamburg 1739; Hrn. B.H. Brockes, Land-Leben in Ritzebüttel, als des Irdischen Vergnügens in GOTT Siebender Theil. Hamburg 1743; Herrn B.H. Brockes, Irdisches Vergnügen in GOTT, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten. Achter Theil. Hamburg 1746; Herrn B.H. Brockes, Physicalische und Moralische Gedanken über die drey Reiche der Natur, Nebst seinen übrigen nachgelassenen Gedichten, als des Irdischen Vergnügens in GOTT Neunter und letzter Theil. Hamburg 1748.

⁴⁰ B.H. Brockes: Die Sonne. In: IVG I (s. Anm. 39), S. 116–140, hier S. 120.

⁴¹ B.H. Brockes: Die fünf Sinne. In: IVG II (s. Anm. 39), S. 270–315, hier S. 270 (Strophe 12); im folgenden zitiere ich fortlaufend im Text unter Angabe der Strophen-Nummer. Dem Gesichtssinn widmet Brockes vierzehn (S. 270–283), den verbleibenden Sinnen zusammen dagegen nur einunddreißig Seiten (S. 284–307). Der Auszug der vornehmsten Gedichte, aus dem von Herrn Barthold Heinrich Brockes in fünf Theilen herausgegebenen Irdischen Vergnügen in Gott, mit Genehmigung des Herrn Verfassers gesammelt und mit verschiedenen Kupfern ans Licht gestellt. Hamburg 1738, entwirft zwar in der Einleitung (S. 1–3) wie das Gedicht ›Die Welt‹ eine von allen Sinnen geleistete Wahrnehmungssynthese als Desiderat, aber die Verteilung der Wahrnehmung auf die Sinne zeigt die genannte Hierarchisierung in Reihenfolge und Quantität: Siebzehn Verse widmet Brockes dem Gesichtssinn, sieben dem Gehör, sechs dem Geschmack, fünf dem Geruch und sechs dem Gefühl. So wenig das Desiderat selbst die Visualitätsideologie hintergeht, so wenig gelingt dies dem ›Auszug‹. Unter allen Sinneseindrücken dominieren die visuellen. Diese Pointe entgeht Günter Peters: Die Kunst der Natur. Ästhetische Reflexion in Blumengedichten von Brockes, Goethe und Gautier. München 1993, S. 158: »Entscheidend ist jedoch, daß das Buch der Natur auf alle Sinne bezogen ist und daß beim sinnlichen Lesen darin alle Sinne physikotheologisch reflektiert werden müssen [...]. Unter dieser Voraussetzung stehen die drei ›weltlichen‹ Sinne gleichberechtigt neben den beiden ›geistigen‹«.

⁴² Uwe-K. Ketelsen: Barthold Hinrich Brockes. In: Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Hrsg. v. Harald Steinhagen u. Benno von Wiese. Berlin 1984, S. 839–851, hier S. 844.

Alles würd' uns Menschen fehlen,
Fehlt' uns Menschen das Gesicht.
Ja wenn wir von ihm erzählen,
Daß es unsers Leibes Licht,
Ist es wahr; doch wird mans können,
Gar ein Licht der Seele nennen,
Weil es uns, wenn man studirt,
Auf den Weg der Weisheit führt.
[...]

Alle Schönheit dieser Erden,
Selbst der Sonnen Wunder-Pracht,
Würd' uns in nichts verwandelt werden,
Und in ewig finstre Nacht:
Allen Dingen, die wir sehen,
Würde die Gestalt vergehen:
Alles wär' und wäre nicht,
Fehlt' uns Menschen das Gesicht.
(Str. 42-43; 47)

Für »Künst' und Wissenschaften«, für die reflektierende und gestaltende Weltaneignung mithin, trägt die Last der Verantwortung »fast das Gesicht allein«. Ganz in diesem Horizont nimmt Brockes seine Erörterung der fünf Sinne in Form einzelner, freilich zu lesender »Betrachtungen« (Str. 49,72,99) vor; und wenn das Versprechen, »auch vom Hören was [...] hören« (Str. 72) zu lassen, den akustischen Fernsinn bedient, setzt es doch wiederum einen sehenden Vor-Leser voraus. Ganz in diesem Sinne auch erklärt die Verortung der Wahrnehmungslehre in der johanneischen Interpretation des göttlichen Heilsplans, »daß GOTT dieses Rund der Erden [...] durch ein Wörtchen lassen werden«, das als gesprochen⁴³ zu denkende Wort zum Schöpfungsursprung. Es wird aber sofort zurückgebunden an die Visualität der von diesem Ursprung kündenden »Schrift und Bibel« (Str. 1). Von wenigen Ausnahmen⁴⁴ abgesehen, geht das Auge im 18. Jahrhundert aus dem Konkurrenzkampf der Sinne noch gestärkt als Sieger hervor. Licht und Gesichtssinn avancieren zu Galionsfiguren der Aufklärung; die bereits in der griechischen Antike begonnene Hierarchisierung der Sinnesleistungen⁴⁵ wird auf die Spitze getrieben. Neben Brockes' »Irdischem

⁴³ Vgl. Gen 1,3-29.

⁴⁴ Zu den wenigen Ausnahmen gehört z.B. Johann Gottfried Herder: Plastik. Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume. Riga 1778, der den Tastsinn enorm aufwertet.

⁴⁵ Bereits antike Autoren faßten, folgt man David C. Lindberg: Auge und Licht im Mittelalter. Die Entwicklung der Optik von Alkindi bis Kepler. Frankfurt a.M. 1987, S. 17, das Sehen (auf den Feldern der Mathematik, der Medizin und der Philosophie) als »erlesensten und unerlässlichsten der Sinne«. Eine ideengeschichtliche Herleitung der Hierarchisie-

Vergnügen in Gott, jenem von August Langen »in manchen Teilen« als »eine Apotheose des Sehens«, als »ein hohes Lob des Auges und seiner Bedeutung«⁴⁶ bezeichneten *Opus magnum*, erobern im 18. Jahrhundert entsprechend eine Fülle von Traktaten und Untersuchungen den expandierenden Büchermarkt⁴⁷ und feiern das Auge unisono als »das weiteste, schönste, edelste«⁴⁸ »Geschenk der Schöpfung«. Infolge dieser enormen Aufwertung des Sehens aber »zerstört die aufklärerische Vernunft mit der Einheit der menschlichen Wahrnehmung auch ihre eigene Einsicht, daß

rung sinnlicher Wahrnehmung nimmt Hartmut Böhme: Sinne und Blick – Variationen zur mythopoetischen Geschichte des Subjekts. In: Konkursbuch 13 (1984), S. 27–62, vor. Während vorsokratische (voraufklärerische) Philosophie noch die Gleichrangigkeit der Sinne betont (S. 27–28), entwickelt sich mit Platon »die Reihenfolge vom Tasten, Schmecken, Riechen, Hören zum Sehen« als »Aufstieg in die Nähe zum Geist, der unsinnlich und gerade darum wahr ist« (S. 36). Allerdings weist Platon als Verfechter der mündlichen Lehre dem Gehör eine eminente Bedeutung zu, die das Sehen in der Folge erst im Paradigma der Schriftlichkeit erlangt.

⁴⁶ Langen (s. Anm. 36), S. 18. Martina Wagner-Egelhaaf: Gott und die Welt im Perspektiv des Poeten. Zur Medialität der literarischen Wahrnehmung am Beispiel Barthold Hinrich Brockes'. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 71 (1997), S. 183–216, arbeitet darüber hinaus Beziehungen zwischen Brockes' Wahrnehmungsreflexionen und den poetischen Verfahren einiger Gedichte des ›Irdischen Vergnügens in Gott‹ heraus.

⁴⁷ Joseph Jakob Plenk: Lehre von den Augenkrankheiten. Wien 1778, S. 9, kommt zu diesem Befund, ebenso das Medicinisch-chirurgische Handbuch der Augenkrankheiten, von Carl Georg Theodor Kortum. Bd. 1. Lemgo 1791, S. 19. Eine kommentierte Bibliographie (S. 19–27) liefert die Belege. Am ausführlichsten aber ist G. Joseph Beer: Repertorium aller bis zu Ende des Jahres 1797 erschienenen Schriften über die Augenkrankheiten. 3 Bde. Wien 1799. Zu Konjunkturentwicklungen auf dem Buchmarkt vgl. Reinhard Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick. München 1991, S. 143–199.

⁴⁸ So Schiller in seiner 1779 eingereichten Dissertation; Friedrich von Schiller: Philosophie der Physiologie. In: Schillers Werke. Nationalausgabe. Bd. 20. Hrsg. v. Benno von Wiese. Weimar 1962, S. 10–29, hier S. 17; analog: Johann Wolfgang Goethe: Maximen und Reflexionen, 744. In: Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 17. Hrsg. v. Gonthier-Louis Fink, Gerhart Baumann u. Johannes John. München 1991, S. 854, für den »das Gesicht [...] der edelste Sinn« ist, und G. W. Becker: Anweisung die Gesundheit der Augen zu erhalten und die Krankheiten derselben, so weit es möglich ist, selbst zu heilen. Für Blindheit Befürchtende, Kurzsichtige, Weitsichtige und jeden Freund der Gesundheit seiner Augen. Pirna 1820, S. 74, der wie Plenk (s. Anm. 47), S. 9, das Auge als »das edelste« Werkzeug bezeichnet; analog auch Carl Westphal: Die Kunst, gesunde Augen bis ins höchste Alter zu erhalten, ein schwaches und fehlerhaftes Gesicht zu verbessern und wieder herzustellen. Nebst einem Anhang von Vorschriften zu den vorzüglichsten Augenmitteln. Quedlinburg, Leipzig 1823, S. 1, für den »das Gesicht [...] unstreitig der edelste Sinn« ist, Otto Werdmüller: Practisches Handbuch der Augenheilkunde zum Gebrauche für Aerzte und Studierende. Zürich 1849, S. 2, der das Auge als »edelsten Theil des menschlichen Körpers« bezeichnet, und ›Blinde«. In: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.) 8. Aufl. Bd. 1. Leipzig 1833, S. 933–934, hier S. 933.

⁴⁹ Georg Joseph Beer: Das Auge, oder Versuch, das edelste Geschenk der Schöpfung vor dem höchst verderblichen Einfluß unseres Zeitalters zu sichern. Wien 1813.

nur das Wechselspiel der verschiedenen Sinne den Aufbau einer Wahrnehmungswelt überhaupt möglich macht«,⁵⁰ »eine Koordination der fünf Sinne ist nur noch nach dem Modell der Arbeitsteilung denkbar«,⁵¹ wobei das Auge die Hauptlast trägt. Als Reflex und Movens der dieser Aufladung und Inanspruchnahme des Sehens inhärenten Wahrnehmungsideologie erweisen sich aufgrund ihres hohen Verbreitungsgrades Bildmoden und Sprachgebrauch. Wie Langen in seiner vorzüglichen Untersuchung erarbeitet hat, dominiert »die häufig wiederkehrende Licht- und Sonnensymbolik« die aufklärerische Illustrationskunst ebenso wie den alltäglichen Sprachgebrauch: »Gern spricht der Rationalist [...] vom ›Licht des Verstandes‹, von ›Licht geben‹, ›ins Licht rücken‹ und ähnlichem«, ja »einige charakteristische Neuschöpfungen entspringen der gleichen Einstellung«.⁵²

Daß visuelle Wahrnehmung und Erkenntnisprozeß über die rationalistische Lichtideologie aufs engste verflochten sind, bringt Karl Philipp Moritz' ›Neues A.B.C. Buch, welches zugleich eine Anleitung zum Denken für Kinder enthält‹,⁵³ dem noch leseunkundigen (bildungs)bürgerlichen Nachwuchs bei (Abb. 4). Vorgestellt werden einmal mehr die fünf Sinne, einmal mehr macht das »Gesicht« den Anfang: »Das offene Auge sieht ins Buch«. Im Verbund von ›pictura‹ und ›scriptio‹ wird die erste Fibel-Lehrstunde zur inszenierten transzendentalen Erfahrung, indem das lesende Kind sich selbst als zunächst sehend, dann lesend und schließlich als denkend entdeckt. Selbsterkenntnis ist der Fibel als Text-Geschehen eingeschrieben. Entsprechend changiert der das zweite Bild ausführlicher kommentierende Fibel-Text konsequent zwischen Deskription oder Bildkommentar und sich selbst wissender Ich-Rede, die den Leser selbst zum Kommentator des empirischen Lesegeschehens macht:

Zweites Bild.

Das zweite Bild stellt einen Knaben vor, der unter einem Baume sitzt, und in einem Buche liest.

Der Knabe hält den rechten Zeigefinger auf das Buch, damit er in der rechten Zeile bleibe.

Der Knabe ist sehr aufmerksam und gaft nicht umher.

Bei den Bildern stehen Buchstaben.

Unter den Bildern stehen Worte.

Wer nicht lesen kann, der besiehet nur die Bilder.

⁵⁰ Peter Utz: Das Auge und das Ohr im Text. Literarische Sinneswahrnehmung in der Goethezeit. München 1990, S. 22.

⁵¹ Utz (s. Anm. 44), S. 64.

⁵² Langen (s. Anm. 36), S. 13, 14.

⁵³ Karl Philipp Moritz: Neues A.B.C. Buch, welches zugleich eine Anleitung zum Denken für Kinder enthält mit Kupfern. 2. Aufl. Berlin 1794. Auf funktionale Gehalte der Thematisierung der Sinnesleistungen macht bereits Utz (s. Anm. 50), S. 25–28, aufmerksam.

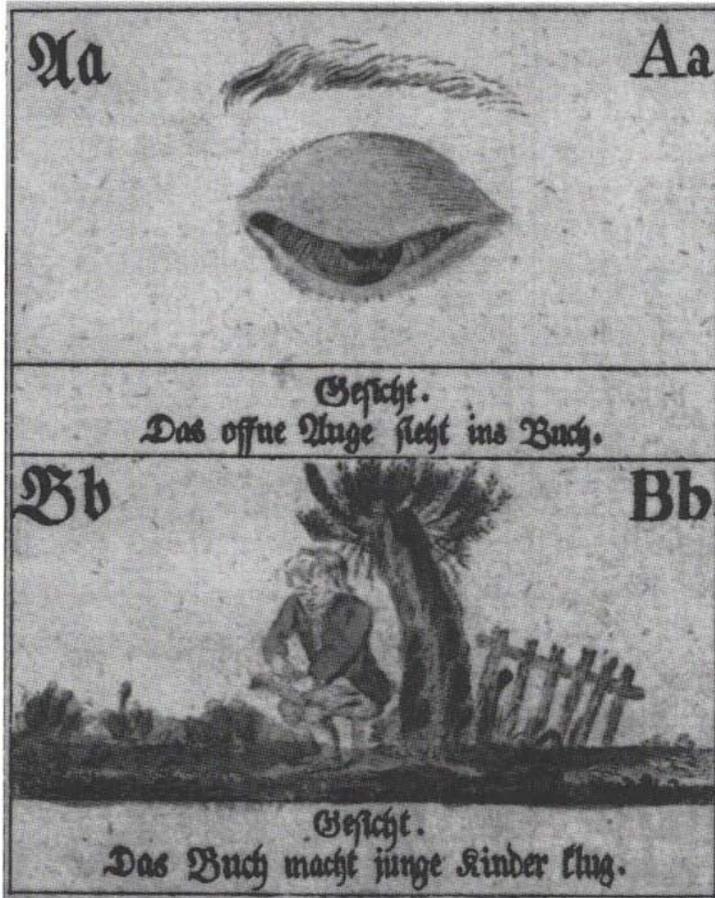


Abb. 4

Wer aber lesen kann, der lieset auch die Worte, die darunter stehen.

Das offene Auge sieht ins Buch.

Mein Auge ist offen, und ich sehe damit ins Buch.

Das Buch macht junge Kinder klug.

Ich will in diesem kleinen Buche fleißig lesen lernen, damit ich noch mehr Bücher lesen kann, wodurch ich klüger werde.

Ich muß beim lesen nicht zu dichte auf das Buch sehen, weil man sich die Augen damit verdirbet.

Und zum Lesen sind gute Augen nöthig.⁵⁴

⁵⁴ Moritz (s. Anm. 53), S. 7–8.

Die inszenierte Selbsterkenntnis unterliegt freilich Bedingungen: Umhergaffen höbe die transzendente Situation auf, und ein zu geringer Abstand zur Schrift verdürbe die Augen. Die entscheidende Voraussetzung für auf diese Weise inszeniertes und indoktriniertes Selbstbewußtwerden aber liegt in der mit dem Lesen elementar verknüpften Fähigkeit des Sehens. Die als drittes Bild folgende Erörterung des Gehörs vermag Selbstbewußtsein nämlich nur dann noch zu inszenieren, wenn auch für die empirische Sprech-/Lese-Situation gilt: »Jetzt lese ich laut«,⁵⁵ während die in den folgenden Bildern vorgestellten Sinne »Geruch«, »Geschmack« und »Gefühl«⁵⁶ keinen gedoppelten und damit transzendentalen Bezug zur Situation der empirischen Lektüre herstellen können und entsprechend in der an Erkenntnis-Effizienz orientierten Hierarchie der Sinne hintere Ränge besetzen müssen. Selbst das »Nachdenken« wird den Sinnen, insbesondere aber dem »Gesicht« nach- und somit untergeordnet:

Das siebente Bild.

Nachdenken.

Ein Mann sitzt an einem Tische.

Auf dem Tische liegt ein Buch.

In dem Buche hat der Mann gelesen.

Der Mann denkt nach.

Ich lese in diesem Buche.

Nachher mache ich das Buch zu.

Dann muß ich nachdenken, was ich gelesen habe.⁵⁷

Dem »cogito« der cartesischen Seinsbegründung wird ein »lego« und diesem wiederum ein »video« als Ermöglichungsbedingung des jeweils folgenden vorgeschaltet.

Doch nicht nur⁵⁸ der Blick »ins Buch«, sondern auch der in die Welt wird zum Zielobjekt pädagogisch-didaktischer Anstrengungen. Deren Telos liegt in der Effizienzsteigerung des Sehens und in der Selbstbehauptung des bürgerlichen Subjekts – bei Brockes (1746) als verborgene Subtexte »eines religiösen Anliegens« wirksam, nämlich der Frage, »inwiefern [...] die Natur – als Schöpfung, Kosmos oder einzelnes Naturphänomen – die Funktion des religiösen Mittlers zwischen Mensch und Gott zu übernehmen«⁵⁹ vermag. Im Fahrwasser dieser Subtexte gerät, folgt man

⁵⁵ Ebenda, S. 9.

⁵⁶ Ebenda, S. 10–13.

⁵⁷ Ebenda, S. 13.

⁵⁸ Diese Lesart forciert Utz (s. Anm. 50), S. 25–26. Er leitet die von Moritz aufgestellte Hierarchie der Sinne aus ihrer Tendenz von größtmöglicher Distanz zur größtmöglichen Sinnlichkeit ab.

⁵⁹ Hans-Georg Kemper: Gottebenbildlichkeit und Naturnachahmung im Säkularisierungs-

Ketelsen, Brockes' physikotheologische Naturlyrik »zum Instrument bürgerlicher Selbstaussprache und zum Gefäß bürgerlicher Ideologie«:⁶⁰

Bewährtes Mittel für die Augen.

Wenn wir in einer schönen Landschaft, mit Anmuth rings umgeben, stehn,
Und, durch die Creatur gerühret, aufmerksamer, als sonst geschehn,
Den Schmuck derselben zu betrachten und eigentlicher einzusehn,
Noch einst vernünft'ge Triebe fühlen; so finden wir, daß unsre Augen
(Durch die Gewohnheit fast verblindet, und gleichsam ungeschickt gemacht)
Der Vorwürf' Anzahl, Zierlichkeit, der Farben Harmonie und Pracht,
Indem sie sich zu sehr vertheilen, nicht ordentlich zu sehen taugen.
Es scheint, als ob sich die Gedanken, so wie der Augen Strahl, zerstreuen,
Und daß dieß der betrübte Grund, wodurch wir uns der Welt nicht freuen,
Noch GOtt, in Seiner Creatur, mit mehrerm Eifer, ehren können.
Wir lassen, mit dem hellen Licht, in unsre sehende Krystallen
Zu viele Vorwürf' auf einmahl, und zwar von allen Seiten, fallen
Anstatt daß unsere Vernunft, zu einer Einheit sie zu ziehn,
Sie nach einander zu betrachten, sie zu bewundern, sich bemühn,
Und sich daran vergnügen sollte; so springet, recht wie Licht und Blick
Von allen plötzlich rückwärts springet, auch ebenfalls der Geist zurück,
Ohn' in der Körper Schmuck und Ordnung, wie es doch nöhtig, einzudringen,
Ohn' in uns Lust, Erkenntlichkeit und Dank aus uns herauszubringen.

Der Unlust und des Undanks Quell', den wahren Unglücks-Brunnen nun
Zu stopfen, und, nach Menschen-Art zu sehen, etwas doch zu thun,
Und uns zum Sehn geschickt zu machen; raht ich ein Mittel anzuwenden,
Das, wie ich neulich auf dem Felde spatzieren ging, von ungefehr,
Bey den Betrachtungen, mir beyfiel, und das, zu brauchen, gar nicht schwehr.

Es hat ein jeder von uns allen dieß Mittel selber in den Händen.
Man darf, wofern man es gebraucht, inskünftige nicht ferner klagen:
Ich weiß nicht was ich sehen soll, das Feld ist gelb, die Luft ist blau,
Der Wald ist licht- und dunkel-grün, und dieß ist alles, was ich schau.
Ihrseyd, durch meinen schlechten Vorschlag, gewiß geschickter GOtt zu preisen.

In einem flachen offnen Felde, in welchem ihr spatzieren geht,
Und, durch der Vorwürf' Anzahl, nichts, als etwan Feld und Himmel, seht,
Will ich euch, in verschiedner Schönheit, statt einer Landschaft, tausend weisen.

Man darf nur bloß von unsern Händen die eine Hand zusammenfalten,
Und sie vors Auge, in der Form von einem Perspective, halten;
So wird sich, durch die kleine Oeffnung, von den dadurch gesehnen Sachen

prozeß. Problemgeschichtliche Studien zur deutschen Lyrik in Barock und Frühaufklärung. Bd. 1. Tübingen 1981, besonders S. 310–361, bestimmt den theologischen und religionsphilosophischen Ort des ›Irdischen Vergnügens in Gott‹.

⁶⁰ Uwe-K. Ketelsen: Die Naturpoesie der norddeutschen Frühaufklärung. Poesie als Sprache der Versöhnung: alter Universalismus und neues Weltbild. Stuttgart 1974, S. 177.